

Viktor Rydberg

*Singoalla. Eine Phantasie von Víctor Rydberg.
Aus dem Schwedischen übertragen von
M. L. Sunder. Autorisierte Übersetzung*

Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. [1885].

[– Läs mer om verket här](#)

Det avbildade exemplaret tillhör Kungl. biblioteket.

Detta verk är fritt från kända upphovsrättsliga restriktioner. Vid användning ber vi att du hänvisar till Kungl. biblioteket och Litteraturbanken.se.

Ytterligare information om upphovsrätt för detta verk finns hos Litteraturbanken:

<https://lb.se/författare/RydbergV/titlar/Singoalla1885/faksimil?om-boken>

Permanent länk (URN):

<https://urn.kb.se/resolve?urn=urn:nbn:se:lb-lb9859140-faksimil>

20 Pfennig.

12 Kr. ö. B.

Roman
Sv
Owies

Universal-Bibliothek

2016

Singoalla.

Eine Phantasie

von

Victor Rydberg.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

M. L. Sunder.

Autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

1885

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch
jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Band ist
20 Pfennig
einzeln käuflich

250.

- Beecher-Stowe, Onkel Tom's Hütte. 1 M.
Geb. M. 1.50.
- Bell, Jane Eyre, die Waise von Lowood.
1 M. — Geb. M. 1.50.
- Bellamy, Ein Rückblick aus dem Jahre
2000 auf 1887. Herausgegeben von
G. v. Giza. 20 Pf. — Geb. 80 Pf.
- , Dr. Heidenhoffs Wunderkur. Erzählung. Dtsch. v. A. Jacher. 20 Pf.
Geb. 60 Pf.
- Black, Eine Prinzessin von Thule. Dtsch.
von J. Augspurg. 1 M.
- Bret Harte, Californische Erzählungen.
Dtsch. v. W. Lange. 10 Hefte à 20 Pf.
— Zus. in 2 Bänden. geb. à Bb. M. 1.20.
- Bulwer, E. L., Eugen Aram. Deutsch
v. C. Richard. 1 M. — Geb. M. 1.50.
- , Pelham. 1 M. — Geb. M. 1.50.
- , Die letzten Tage von Pompeji. Dtsch.
v. Czarnowski. 1 M. — Geb. M. 1.50.
- , Renzi, der letzte Tribun. Deutsch v.
Czarnowski. 1 M. — Geb. M. 1.50.
- Cooper, J. F., Der letzte Mohikan.
Dtsch. v. D. Randolf. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- , Der Spion. Roman. Deutsch v. D.
Randolf. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- Defoe, Robinson Crusoe. Deutsch von
A. Zuhlen. 40 Pf.
- Dickens, Charles, Martin Chuzzlewit.
Aus dem Englischen v. Julius Seybt.
M. 1.60. — Geb. M. 2.25.
- , David Copperfield. Deutsch von J.
Wege. M. 1.60. — Geb. M. 2.25.
- , Harte Zeiten. Deutsch v. J. Seybt.
60 Pf. — Geb. 1 M.
- , Das Heimchen am Herbe. Dtsch. v.
W. Lange. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Der Kampf des Lebens. Dtsch. v. J.
Seybt. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Londoner Skizzen. Deutsch von J.
Seybt. 80 Pf. — Geb. M. 1.20.
- , Oliver Twist. Deutsch v. J. Seybt.
80 Pf. — Geb. M. 1.20.
- , Die Pickwickier. Dtsch. v. J. Seybt.
2 Bände. M. 1.20. — Geb. 2 M.
- , Zwei Städte. Deutsch v. J. Seybt.
80 Pf. — Geb. M. 1.20.
- , Der Vermählte. Ein Märchen.
Dtsch. v. J. Seybt. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Nikolaus Nidelshy. Deutsch von J.
Seybt. M. 1.60. — Geb. 2.25
- Dickens, Die Sylvester-Glocken.
v. J. Seybt. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Der Weihnachtsabend. Dtsch.
Seybt. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Elot, Adam Bede. Deutsch v. J.
M. 1.20. — Geb. M. 1.75.
- , Die Mühle am Floß. Deutsch
J. Frese. M. 1.20. — Geb. M. 1.20.
- , Elias Marner. 40 Pf.
- Fielding, H., Tom Jones. Leben
geschichte eines Findlings. Dtsch.
Randolf. M. 1.60. — Geb. M. 1.20.
- Goldsmith, Oliver, Der Landprediger
von Wakefield. Erzählung. Deutsch
Dr. Fr. Hörle. 40 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Habberton, J., Frau Marburgs
Linge. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Helene's Kinderchen. Humoresk.
Dtsch. v. M. Greif. 40 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Andre Leute Kinderchen. Deutsch
M. Greif. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- , Helene's R. u. A. u. er Leute Kinderchen.
Zus. in 1 Band mit Goldschnitt 2 M.
- Kennan, G., Sibirien. 80 Pf. Geb. 1 M.
- , Zeltleben in Sibirien. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- Marryat, Capitain, Japhet, der seine
Vater sucht. Dtsch. v. M. v. Borch. 80 Pf.
- , Die drei Rutter. 20 Pf.
- , Peter Sempel. Dtsch. v. P. Heide.
1 M. — Geb. M. 1.50.
- Ouida, Wanda. Roman. 80 Pf.
- , Herzogin von Lira. Roman. Deutsch
von U. Rosen. 60 Pf.
- Poe, Edgar Allan, Ausgewählte
Novellen. Deutsch von J. Müllers.
3 Bände. à 20 Pf.
- Roe, Edwin, Wie sich Jemand in
Frau verliebt. Amerik. Dorfgeschichte.
Deutsch von Karl Knorr. 20 Pf.
- Scott, Walter, Ivanhoe. Dtsch. v. D.
Randolf. 80 Pf. — Geb. M. 1.20.
- , Kenilworth. Deutsch v. D. Randolf.
80 Pf. — Geb. M. 1.20.
- , Quentin Durward. Dtsch. von
Randolf. 1 M. — Geb. M. 1.50.
- , Waverley oder Es ist 60 Jahre her.
Dtsch. v. Borch. 1 M. — Geb. M. 1.20.
- Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens.
Dtsch. v. W. C. Druggin. Herausg.
v. W. Lange. 2 Bde. M. 1.60. — Geb. M. 2.25.
- , Die vier George. Deutsch von
Augspurg. 20 Pf.

Singvalla.

Allegoria

Singoalla.

Eine Phantasie

von

Victor Rydberg.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

M. L. Sunder.

Autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

1885.



allgemein

Einige

aus dem

aus dem

aus dem

aus dem

aus dem



lag
des
aus
den
Gid
feste

unt
Na
das
offe
mit
hes
flo

An
der
zeic
hal
es
es

ma
bo
die

Erster Theil.

1.

Das Schloß im Walde.

Auf einem Berder, in einem der Landseen Smålands, lag in früheren Zeiten ein Schloß, welches einem Zweige des Geschlechtes Månesköld gehörte. Es war wohl nur aus Holz erbaut, verdiente aber doch, Schloß zu heißen; denn es war ein großes, turmgekröntes Gebäude, aus Eichenholz aufgeführt und mittels einer Zugbrücke mit dem festen Lande verbunden.

Ringsum im Landsee spiegelten sich steile Granitabhänge, und auf den Klippen brausten die Föhren. Der dunkle Nadelwald erstreckte sich nach allen Seiten hin weit um das Schloß; an einer Stelle jedoch senkte sich der Strand offen dem See zu, und hier lag zwischen den Klippen ein mit weißstämmigen Birken geziertes kleines Thal, über welches der treppenförmig aufsteigende Giebel eines Mönchs-Klosters hervorblickte.

Fragst du, wie dieses Kloster hieß, so können wir keine Antwort geben. Seinen Namen findet man wohl in einer der alten Urkunden aus dem dreizehnten Jahrhundert verzeichnet, die im Reichsarchiv aufbewahrt werden; aber wir haben keine Zeit gehabt, danach zu forschen und nennen es deswegen schlechtweg „das Kloster“, so wie das Volk es that.

Alles, was sich von ihm erhalten hat, ist die Grundmauer, und auch sie ist zur Hälfte unter der Erde verborgen oder von wildem Rosengesträuch überwachsen. Aber die Sage weiß, daß diese Steine Überbleibsel eines Klo-

sters sind; sie weiß noch mehr und meldet, daß das Kloster während einer verheerenden Seuche, dem schwarzen Tode, verödet, nach dieser Zeit unbewohnt geblieben und dann verfallen sei.

Um das Jahr 1340 war Ritter Bengt Måneståls Herr auf dem Schlosse zu Ekö. Er war damals schon alt und genoß der Ruhe an der Seite seiner geliebten Hausfrau Elfrida, an manches zurückdenkend, was er in seiner Jugend versucht hatte; denn er war ein vielgeprüfter Mann und hatte, sowohl unter Mats Kettilmundsson für die unglücklichen Herzöge, als in Skåne, gegen die holsteinischen Herren gekämpft.

Aber davon sprach er wenig, es sei denn, daß Pater Henrik, Prior des nahe gelegenen Klosters, bei ihm saß und sein zu Hause gebrantes Bier oder den fern her geholten Wein kostete.

An den Herbstabenden, wenn des Sees Wogen die Insel umbrandeten, der Wind im Nadelwalde heulte und der Regen in Strömen auf das steile Dach des Schlosses niederfiel, wurde im Kamine des Saales ein Feuer entzündet, und Ritter und Pater setzten sich mit gefüllten Bechern, nahe dem Feuer, in Lehnstühle an den Eichentisch. Frau Elfrida aber und ihre Dienerinnen hielten sich tiefer im Saale auf, ließen die Spindel schnurren, während sie dann und wann mit gewöhnlichem Ohr einige Worte des bemerkenswerten Gespräches zwischen dem Schloßherrn und dem frommen Mönche auffingen.

Auf einem Kissen, zu des Mönches Füßen, saß aufmerksam lauschend der junge Erland, Ritter Bengts und Frau Elfridas einziges Kind, ein wilder Knabe, dessen Augen von unruhigem Leben glänzten und dessen Vorden über Wangen herabfielen, die im Jugendpurpur strahlten.

Ritter Bengt erzählte von seinen Kriegsabenteuern — and des Knaben Hände umfaßten den Stahlbogen, womit er Pfeile auf die wilden Tiere des Waldes zu schleudern

gewohnt war; Pater Henrik sprach von seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe, von der Pracht der griechischen Kaiserstadt, von den heidnischen Riesenwerken und den christlichen Kirchen Roms, von Fluren, wo Feigenbäume blühen und Palmen zum tiefblauen Himmel emporstreben — und der Knabe ließ den Bogen sinken, und seine Blicke irrten träumerisch längs den Wänden des Saales hin.

Pater Henrik war weit in der Welt gewesen. Obgleich er jetzt in einem Kloster, tief in Smälands Wäldern, lebte, mußte man doch zu erzählen, daß sein Ansehen als Geistlicher und Gelehrter groß war, größer noch in fernen Ländern, als daheim in Schweden. Man wußte, daß König Magnus seine Stirn eben so tief vor diesem Prior senkte, als vor dem Erzbischofe zu Upsala; ja man erzählte sich, daß weit hergereiste Boten ihm Briefe gebracht hätten, vom Papste zu Avignon und den hochgelehrten Herrn der Pariser Hochschule geschrieben.

Dies wußten Priester und Mönche von Pater Henrik zu berichten; er selbst aber war anspruchslos und hatte die ihm angebotenen Würden ausgeschlagen. Zufrieden mit dem ruhigen Leben in seinem Kloster, studierte er oder schrieb in zierlicher Schrift auf weißem Pergament die römischen Verfasser ab, die er sehr liebte, obgleich es Heiden waren.

Nicht allein römische Bücher schrieb er ab, sondern auch andere mit noch seltsameren Buchstaben, wovon die Mönche sagten: „*graeca sunt, non leguntur*“ . . . (es ist Griechisch, solches lesen wir nicht). Pater Henrik aber konnte es lesen, er hatte sich ja, wie gesagt, in der griechischen Kaiserstadt Konstantinopel aufgehalten.

Der Pater war des Knaben Lehrer in den Wissenschaften. Zum Beweise, daß der Unterricht nicht ohne Nutzen gewesen war, ließ er seinen Schüler zuweilen des Abends aus einem Buche, dessen erste Seite mit prächtig gemalten Buchstaben verziert war, dem Ritter Bengt, Frau Elfrida und den Hausleuten laut vorlesen. Es war dies ein Ge-

betbuch, und Erland las so gut, daß Frau Elfridas Herr hingeliefen vor Freude schlug und Ritter Bengt, der selbst nicht lesen konnte, meinte, der Knabe müsse ein Geistlicher werden.

Aber auf solche Worte antwortete Erland mit einem düstern Blick, und oft, wenn die Augen des Mönches nicht auf ihm ruheten, weigerte er sich, zu lesen.

Mehr als das Studium in der Zelle des Paters, liebte Erland, im Walde zu jagen; oft kehrte er mit einem an den Schwingen getroffenen Adler oder einem, noch im Tode wild grinsenden Wolfe, heim. Bei solchen Gelegenheiten füllte Ritter Bengt seinen Becher und trank seinem Sohne zu; Frau Elfrida aber wusch ihm das Blut von Antlitz und Händen und schloß ihn in ihre Arme.

Unter den Gleichalterigen hatte Erland keine Freunde. Selten sah man Gäste auf Ekö.

Im Walde gab es gewiß urbar gemachtes Land mit Häusern, Äckern und Wiesen; allein die jungen Söhne der Anbauer scheuten den Junker, weil er heftig und stolz war und seine Spiele blutig verließen.

Seine treuesten Begleiter waren zwei Hunde, groß und langhaarig, mit blutunterlaufenen Augen und scharfzahnigem Maul, demüthig gegen ihren jungen Herrn, freundlich gegen Ekös Hausvolk, aber ein Schrecken für alle andern.

Wenn Erland auf seinem wilden Fohlen, wie oft geschah, über die Äcker der Anbauer hinstürmte, und der spärliche Jahrwuchs unter den Hufen zertreten wurde, fühlten sich die Leute oft geneigt, strenge mit dem Junker zu verfahren; aber Red und Greif, die beiden Hunde, welche ihm mit roten, heraushängenden Zungen folgten, wie auch des Junkers Gemüthsart, die ihn kein Bedenken tragen ließ, den Bogen eben so wohl auf Menschen als auf Tiere zu richten, brachten sie auf andere Gedanken.

Erland war nicht beliebt, hassen konnte man ihn jedoch auch nicht; denn oft zeigte er sich edelmüthig und freigebig. Den Armen konnte er den Silberschmuck von seinem Noth-

hingehen, ja alles, was er hatte, nur nicht seinen Bogen, sein Pferd und seine Hunde.

Da, wo sich die höchste Felsplatte über den See neigte, empflegte sich Erland ins Wasser zu stürzen. Er schwamm nicht am liebsten, wenn der Wind die Wellen des Sees erregte und sie schäumend ans Ufer warf.

Zu seinen Vergnügungen gehörte auch, zwischen den Klippen des Waldes umherzuwandern, selbsterfundene Lieder zu singen und auf deren Wiederhall zu lauschen.

Wenn dann die Leute des Abends bei Mondschein in ihren Hütten wilde, aber wohlklingende Töne aus der Tiefe des dunkeln Waldes heraufklingen hörten, so sagten sie zu einander: „Horch, der wilde Erland ist im Walde!“ Denn der wilde Erland wurde er genannt.

So wuchs er auf und war in seinem sechzehnten Jahre ein starker und schlanker Jüngling, auf welchem das Auge des Vaters mit Wohlgefallen ruhen konnte. Doch Frau Elfrida seufzte oft über seinen ungestümen Sinn, und würde sich noch mehr geärgert haben, wenn nicht der Vater sie damit getröstet hätte, daß alles seine Zeit habe, die Jugend sowohl, als das reifere Alter.

Ritter Bengts nächster Nachbar war Ritter Gudmund Alfssøn. Dieser, ein Witwer, besaß eine blauäugige Tochter, Namens Helena. Herr Bengt und Herr Gudmund fanden, daß die beiden Kinder für einander paßten; beide waren vornehmen Geschlechts, beide die einzigen Erben; auch lagen die Güter so, daß sie sich vorzüglich eigneten, zusammengeschlagen zu werden. Die Väter kamen deswegen überein, Erland und Helena sollten in der Zukunft Ehegenossen werden, und das war auch Frau Elfridas Gedanke.

Zwar waren Jüngling und Jungfrau noch sehr, einer in des andern Gegenwart; doch das kam ihrem Alter zu. Sie waren ja fast noch Kinder.

Auch die Liebe hat ihre Zeit.

2.

Singoalla.

Es war an einem Sommertage, als Erland von der Jagd zurückkehrte.

Ganz oben auf einem Hügel im Walde wuchs eine Tanne, jung und schlank und höher als alle sie umgebenden Bäume. Man konnte sie von den Fenstern des Schlosses aus den Wald überragen sehen; und wenn sie sich gegen den roten Abendhimmel abhob, so war es, als ob sie sehr suchtsvoll in die Welt schaute und sich weit fort zum Lande der Palmen hinwünschte.

Unten am Hügel murmelte ein Bach über Kiesel der See zu; tiefer im Walde hatte er zwischen moosbewachsenen Steinen und hundertjährigen Baumwurzeln eine mildere Wanderung; hier aber breiteten sich seine Ufer auf einem Wiesenteppich aus, der mit blauen und roten Blumen prangte. Dort pflegte Erland zuweilen zu ruhen, dort hin richtete er auch jetzt seine Schritte, um von dem frischen Wasser des Baches zu trinken. Red und Greif, seine beiden Hunde, begleiteten ihn.

Nachdem er den Gipfel des Hügel erreicht hatte, blieb er verwundert stehen; denn er erblickte unten etwas Ungewöhnliches. Am Bach saß ein Mädchen. Er sah ihr Gesicht nicht, weil sie nicht nach ihm hinschaute; er bemerkte aber schwarze Locken, die über entblößte Schultern und ein mit vielfarbenem Band geziertes dunkles Gewand herabwallten. Das Mädchen tauchte bald den einen, bald den andern ihrer nackten Füße in den Bach und freute sich gewiß der Kühle, vielleicht auch der Wasserblasen, welche durch ihr Spiel entstanden. Nun hob sie mit etwas gellender doch wohlklingender Stimme zu singen an, und tief im Walde antwortete ihr der Wiederhall.

Wer war sie? Eine Tochter des Landes war sie nicht.

das merkte Erland an ihren Geberden, ihrer Tracht, an ihrem Gesange, der ganz anders klang als die Weisen der Mädchen aus der Gegend, wenn sie das Vieh im Walde suchten. Wer war sie denn? Vielleicht eine Elfe? eine verzauberte Prinzessin? Stumm und verwundert stand Erland auf dem Hügel; im Herzen empfand er etwas Geheimnisvolles, Unerklärliches, etwas Schauerliches und doch Lockendes.

Reck und Greif jedoch richteten klische Blicke auf das Mädchen und knurrten erbost. Während Erland noch in Anschauen und Gedanken verloren stand, fuhr Greif den Hügel hinab, als wollte er die Unbekannte zerreißen.

Da erkannte Erland ihre Gefahr und rief den Hund zurück. Doch ehe dieses vor sich ging, hatte sich das Mädchen mit einer raschen Bewegung umgewandt, sich erhoben und dem Hunde, im Augenblicke, als er mit scharfem Zahn ihre Kleider faßte, den Dolch in die Kehle gestoßen. Dieses war das Werk einiger Sekunden. Mit einem Fegen der Kleidung des Mädchens zwischen den Zähnen, taumelte Greif zu ihren Füßen hin.

Des wilden Erlands Augen flammten vor Zorn, als er den Untergang seines treuen Hundes sah, und er rief, indem er sich hastigen Schrittes näherte: „Wer bist du, die du solches zu thun wagst?“

Das Mädchen sah mit großen, schwarzen, blitzenden Augen den Junker an; ihre braunen Wangen waren von hoher Röthe übergossen, ihre Lippen zitterten, und sie schwenkte den blutigen Dolch, daß die roten Perlbänder an ihren nackten Armen klirrten.

„Willst du vielleicht mich töten?“ fragte sie in heftigem Tone und fremd klingender Aussprache.

Und sie hob den Dolch zu ihrer Verteidigung gegen den andern Hund, der auf sie losfahren wollte.

Erland befahl Reck, sich niederzulegen, und als dieser nicht gleich auf die Stimme seines Herrn hörte, gab er dem

Tiere mit dem Bogen einen Schlag, daß es sich heulend zurückzog.

Des Knaben und des Mädchens Augen begegneten. Es waren auf beiden Seiten trotzige Blicke; aber wie auch kam, des Mädchens Mund umspielte ein Lächeln.

„Ich fürchte mich nicht vor dir,“ sagte sie und riß den Dolch fort, der zischend die Luft durchschnitt und an der Spitze in einen Baum fuhr, der etwas entfernt von ihr stand.

Erlands Zorn ging in Bewunderung und Neugierde über. „Du bist ein ungewöhnliches Mädchen,“ sagte er; „daß es wäre schlimm, wenn ich in männlichen Thaten mit einem Weibe wetteifern könnte!“

Er zog ein Jagdmesser aus der Scheide und warf es nach demselben Baum. Das Messer drang neben dem Dolche in den Baum ein, und so tief, daß die halbe Klinge durch Bast und Rinde verdeckt wurde.

Darauf trat er zum Baume, löste beide Waffen, steckte den Dolch im Bach und gab ihn der Eigentümerin zurück.

„Du bist hübsch,“ sagte er, „aber so seltsam. Willst du,“ fügte er nachdenklich hinzu, „daß ich den andern Hund töte, weil er dich angreifen wollte?“

„Nein,“ antwortete das Mädchen und steckte den Dolch in die Scheide, die sie am Gürtel trug; „der Hund ist unschuldig; denn die Tiere sind so, wie ihre Herren sie haben wollen; aber du selbst mußt ein harter, böser Knabe sein.“ Die Unbekannte lockte Nech zu sich, der sich ihr auf den Wink seines Herrn kriechend näherte. Das Mädchen streckte seinen zottigen Hals.

„Verzeihe mir!“ sagte Erland. „Du hast Recht, ich bin hart und böse; doch glaube nicht, daß ich den Hund hegte; ich wollte dir kein Leid zufügen.“

„Ich glaube dir,“ entgegnete die Unbekannte und sah mit tieferem Blick in Erlands Antlitz. „Wohnst du hier in der Nachbarschaft?“

„Ja,“ antwortete Erland.

„Lebe wohl!“ sagte das Mädchen, „wir treffen uns wohl nie mehr.“ — Sie war schon bereit, in den Wald zu eilen, als Erland, wie aus einem Traum erwachend, sein Haupt aufrichtete und ausrief:

„Nein, nein, verweile noch!“

Er sagte dieses in solchem Tone, daß die Unbekannte sich umwandte.

„Laß mich wissen, wie du heißt,“ sagte Erland und ergriff ihre Hand.

„Du bist neugierig!“

„Nein, ich kümmere mich nicht um deinen Namen, wenn du mir nur sagen willst, woher du bist und warum wir einander nicht wiedersehen sollen!“

„Ich heiße Singoalla; ich bin weit hergekommen und bleibe nirgendwo.“

„Und wir begegnen einander nimmermehr?“

„Was kümmerst du dich um mich? Morgen schon wirst du mich vergessen haben!“

„Ich vergesse dich nie!“ sagte Erland.

Statt einer Antwort blickte sich Singoalla, pflichtete eine rote Blume, warf sie in den Bach und lief in den Wald hinein.

Erland stand einsam. Seine Blicke folgten träumend der Davoneilenden. So verharrte er eine Weile stumm und unbeweglich, bis ihn endlich Recks trauriges Geheul aus seinen Träumen weckte. Der Hund sah seinen Herrn unruhig an; denn er war nicht gewohnt, ihn so zu sehen. Erland blickte sich noch einmal um, warf den Bogen über die Schulter und stieg langsam den Hügel hinab.

3.

Sehnsucht.

Am folgenden Tage kehrte Erland zum Hügel zurück. Er trug den Bogen in der Hand, und keck begleitete ihn, aber er gedachte nicht zu jagen; denn seine Gedanken waren bei Singoalla, der braunen Maid. Ihm hatte in der Nacht von Singoalla geträumt; ihm war, als fasse und drücke sie seine Hand, als drücke er die ihre wieder, als sähen sie einander tief in die Augen und wären so glücklich. Solch ein Traum war dem wilden Erland nie zuvor gekommen. Früher träumte ihm nur von Kämpfen mit den zottigen Bewohnern des Waldes, von Kampfspielen und gespaltenen Sarazenenköpfen.

Er kam zum Bach, aber Singoalla war nicht da. „Wie leicht kommt sie noch,“ dachte er und setzte sich in das Gras, wo Singoalla zuvor geruht hatte und hörte laus dem Gemurmeln des Baches zu. Aber Singoalla kam nicht. Da war es, als flüsterte ihm der Bach zu: „Suche tiefer im Walde, suche dort, woher ich komme!“ Und Erland erhob sich und folgte dem Bache in den Wald. Er wanderte im Schatten der Tannen, kletterte über Steine und Felsen und kam so zu einer, von der Art des Holzhauers schon gerodeten, aber sonst noch unbebauten Stelle. Ein Haufen von Reisig, so wie Köhler sie aufrichten, stand in den Überbleibseln eines Meilers. Heidekraut, Schwämme und Schlangengras wuchsen rings herum. Erland fand Pfähle in den Boden geschlagen, und während er sich wunderte, wozu diese gedient haben möchten, kam der Jäger Rasmus, einer der Untergebenen des Ritters, über den Rodung gegangen und erzählte dem Junker, daß ein Haufen fremder Menschen, Männer, Weiber und Kinder, mit brauner Haut, schwarzem Haar und schwarzen Augen, seltsam gekleidet und wunderbar lebend, einen großen Troß Pferde

und Wagen mit sich führend, seine Zelte auf dem geschwendeten Lande aufgeschlagen, da einen Tag verweilt und nachher seine Wanderung gen Norden fortgesetzt habe. Mehr wußte Rasmus nicht zu erzählen; aber er deutete auf die Geleise der Wagenräder, die sich dort hinwanden, wo die Bäume am weitesten von einander standen. Als Erland die Wagen Spuren betrachtete und bedachte, daß Singoalla zu dem fremden Volke gehören müsse, fand er am Boden eine Perle, die ganz denen glich, welche des Mädchens Arm und Fußgelenke schmückten. Er nahm die Perle auf und barg sie an seinem Herzen, das flüsterte: „Sie ist fort, du wirst sie nimmer wiedersehen!“ Als Rasmus die düstere Gemüthsstimmung Erlands gewahrte, sagte er: „Ich sah Joeben einen Mann Greifs Halsband nach Etö tragen. Greif liegt im Walde, halb von den Wölfen verzehrt. Betrauert Ihr Euern guten Hund?“

Die Wölfe hatten in der Nacht Greifs Körper am Bach gefunden, ihn weit in den Wald geschleppt und mit Lust von dem Fleische ihres alten Feindes gefressen.

Erland antwortete kurz auf Rasmus Frage, daß es viele Jagdhunde gäbe, doch wenige so gut wie Greif. Dann verabschiedete er Rasmus, der nun weiter wanderte, und kehrte ins Schloß zurück.

Täglich ging er zum Hügel am Bach. Glaubte er, daß Singoalla wiederkommen würde? Aber der Sommer verging, der Herbst kam, die roten, blauen und weißen Blumen am Bache welkten wie Erlands wilder Sinn. Die Hien und wieder zwischen den Tannen stehenden Eichen vergilbten und streuten ihre Früchte auf die Erde; der Tag wurde kürzer und der Himmel unwölker; die Zugvögel eilten zum Süden; Regenschauer fielen, und der Bach überthwellte das Plätzchen, wo Singoalla einst geruht und Erland so manches Mal nach ihr.

Auch jetzt, wo der Hügel mit Schnee bedeckt war, kam Erland, von Reß begleitet, zum Bach, nur nicht so oft als

früher. Er erwartete nicht mehr, Singoalla zu treffen, aber er liebte den Ort und sang jetzt hier, wie vormals zwischen den Klippen, seine Lieder und lauschte noch dem Wiederhall, weil er Singoallas Namen sang.

Der Ritter wunderte sich über das veränderte Wesen seines Sohnes und fragte öfters, ob alle Wölfe und Füchse des Waldes tot und alle Raubvögel in fremden Ländern seien, da Erland nichts von der Jagd heim bringe: „Meine Hirten,“ sagte er, „reden zwar anders; denn häufig haben sie, daß rauhaarige Räuber mein Vieh überfallen haben.“ Auf solche Worte antwortete Erland wenig. Frau Erlands freute sich über Erlands nun milder gewordenen Wesen.

Zuweilen erschien er ihr schwermüthig, und fragte ihn dann, ob etwas sein Gemüth bedrückte, so antwortete er „nein“ und blickte durchs Schloßfenster zur Tanne, die auf dem Hügel wuchs.

Während der Winterszeit war Erland fleißiger als im Sommer. Täglich nahm er seinen Weg zum Kloster. Der Pförtner Bruder Johannes, der Erlands Weise, die Glocke zu ziehen schon kannte, steckte dann sein geschorenes Haupt durchs Gitter. Auslug neben der Pforte, grüßte den Junker und öffnete ihm. Durch einen gewölbten Gang, zu dessen beiden Seiten die Zellen der Mönche gelegen waren, ging Erland zum Blichersaal, wo sich der Prior gewöhnlich aufhielt.

Es war dies ein mittelgroßer, mit gewölbter Decke und einem Bogenfenster versehener Raum. Die vielen kleinen, gefaßten, kleinen Scheiben des Fensters hatten so vom Sonnenlicht gelitten, daß durch dieselben, die draußen stehenden Birken, wenn der Wind sie bewegte, wie grüne Schatten erschienen. Mit Bildwerk verzierte Blicherschränke beklebten die Wände zu beiden Seiten. Ein jedes der in Reihen gebundenen Bücher war mit Kette und Schloß an der Wand befestigt. Zu den Schlössern besaß der Prior den Schlüssel. Diese Vorsichtsmaßregel hatte den Zweck, die unschätzbaren Werke vor diebischen Händen zu sichern.

zu schützen, aber auch die Mönche zu verhindern, sich ohne Wissen des Priors Bücher herabzuholen und zu lesen; denn manches derselben war, wie der Prior sagte, von römischen Heiden geschrieben und nicht erprobten Gemüthern gefährlich.

Erland stieg täglich in des Priors Gunst. So geschah es eines Winterabends, als Erland an seiner Seite im Büchersaale saß, daß der Prior den Kirchenvater, in welchem sie gelesen hatten, zuschlug und mit bedeutungsvoller Miene an einen Bücherschrank trat, ein anderes Buch aus seiner Gefangenschaft befreite und vor den Junker hinlegte.

„Du bist nun kein Kind mehr,“ sagte der Mönch. „Dein Verstand reift merklich, und ich kann dich ohne Bedenken unter meiner Leitung dieses Buch lesen lassen, welches, wie die verbotene Frucht, verlockend und gefährlich ist.“

Es war das Buch des Dichters Ovid „Von den Verwandlungen“. Mit Umsicht wählte der Prior solche Stücke aus, welche er für den Jüngling zuträglich hielt. Und so lasen sie von der Liebe Hero's und Leanders — und Erland gab Hero Singoallas Gesichtszüge; sie lasen von Pyramus und Thisbens Liebe — und Erland ließ Thisben Singoallas strahlende Augen, ihre braune Haut und Purpurlippen; er las von dem unglücklichen Ausgange ihrer Liebe, nein, nicht ihrer Liebe, doch ihres Schicksals — und die Erzählung rührte ihn zu Thränen.

Gleich Frau Elfrida freute sich Pater Henrik der veränderten Stimmung Erlands, wenn auch keiner ihre Ursache ahnte. Oft hielt der Mönch die Hände des Knaben in den seinen und erzählte Mancherlei, was er aus dem reichen Erfahrungsschatze seines Lebens schöpfte. Oft auch legte tiefes Nachsinnen eine Wolke über seine Stirn, und seine Augen hefteten sich dann forschend auf Erland. Es war, als ob er diesem gern etwas gesagt hätte und sich doch scheute, es zu thun. Große Gedanken bewegten die Seele des Mönches; aber er zweifelte, ob Erlands Gemüth

noch geeigneter Boden für die Saat sei, die er auszu-
gedachte.

An einem Winterabende, schon gegen den Frühling
geschah es, daß, nachdem Lehrer und Schüler zusam-
studiert hatten, der Alte mit vor Begeisterung leuchtenden
Augen seine Hand auf die Schulter des Jünglings le-
und mit halb flüsternder Stimme, die feierlich und
heimnisvoll in dem von der Lampe matt erhelltem Ge-
wölbe klang, von der Herrschaft des Geistes über das Er-
perliche sprach. Er redete von der Macht des unsichtbaren
Wortes über sehnige Arme und trotzige Gemüther, über
Fürsten und Herren, über alle Heere der Welt, wären
auch unzählbar wie der Sand des Meeres. „Ein großes
Gebäude wird aufgeführt,“ so sagte er, „dessen Grund-
die Erde bildet, dessen Spitze an den Himmel reicht. In
seiner Vollendung wird unsere Erde nicht mehr die Erde
sondern ein irdischer Himmel, ein Widerschein des Him-
mels sein.

Der Grundstein ist gelegt, die Pfeiler erheben sich, ein
schon bis in die Wolken; aber böse Riesen, welche ahnen,
daß dieses Gebäude ein Gefängnis sein wird, worin
mit demantenen Ketten für ewige Zeiten gefesselt werden
sollen, haben die Pfeiler erfaßt, um sie zu stürzen. Und
dennoch wird das Werk vollendet werden; denn die Macht
des Guten ist größer als die des Bösen, so wie Gott größer
ist als der Teufel. Gott lebt nur in dem reinen
Menschenherzen; ein jedes, welches sich ihm öffnet, ist ein
Verstärkung seiner Macht. „Willst du,“ so sprach der Greis
zum Knaben, „Gottes Bundesgenosse sein? Willst du
diesem Gebäude deinen Baustein herbeitragen? Leicht ist
es nicht, es erfordert mehr als Manneskraft und Mannes-
mut, es erheischt die Verzichtleistung auf alles Irdische.
Hast du Kraft, die Rosen des Lebens Gott zu opfern und
seine Dornen für dich zu behalten?

Mehr kann ich jetzt darüber nicht sagen.“

So redete Vater Henrik, und Erland, der wohl nicht ganz dessen Worte verstand, empfand sie doch in seinem Herzen und sprach seinen guten Willen aus, Gottes Bundesgenosse zu sein. Da legte der Greis seine Hand segnend auf Erlands Haupt.

4.

Die Fremdlinge aus Egypten.

Der Frühling ist gekommen; die jüngst noch auf der See treibenden Eisschollen sind vor den Sonnenstrahlen geschmolzen; die Bäume knospen, und es duftet der Wald.

Siehst du, Erland, die Scharen der in hohen Wolken schwebenden Zugvögel? Sie kommen vom Süden zurück. Fühlst du den frischen Hauch, der durchs Fenster in die Saal bringt? Er bringt Grüße vom fernen Land. Soll nicht auch sie wiederkehren, sie, deren Andenken der Winter nicht in des Vergessens Schnee hat einhüllen können?

Horch! vom Walde her erklingen Menschenstimmen: schallt Pferdegetrappel, Wagengerassel und Peitschenknallen. Es lautet, als ob ein großer Zug herannah. Vom Walde her kommt ein bunter Schwarm näher: Männer in langen Mänteln, Weiber in vielfarbenen Kleidern, halbnackte Kinder, die lärmen, lachen und weinen und Pferde, Hunde und Wagen. Sie ziehen zum Schlosse. Dort eilen alle ans Fenster; die auf dem Hofe arbeitenden Diener lassen ihre Arbeit ruhen und sehen verwundert den Kommen den entgegen. Der Wächter sieht den Ritter zweifelhaft an; doch dieser winkt ihm, die Fallbrücke herabzulassen. Die Fremdlinge ziehen über die Brücke, lassen aber Pferde und Wagen zurück. Sie ordnen sich zu einem Halbkreis. Die Männer ziehen Pfeisen und Saitenspiele unter ihre Mänteln hervor; junge Mädchen, schwarzäugig und schwarzlockig, die nackten Arme mit Perlschnüren umwunden, in Flittergold und bunten Bändern auf ihrer dunkeln oder roten Tracht, treten aus dem Haufen der Weiber hervor. Pfeisen und Cympekn erklingen, und die Mädchen tanzen wunderliche Tänze. Wild, wie Funken über einer knisternden Flamme, leicht, wie der Wind auf grünem Feld, wie

beln sie nach den Tönen einer gellenden Musik um einander, bis Pfeifen und Saiten verstummen, der Tanz aufhört und die Mädchen zu den ältern Weibern zurückeilen. Da zeigt sich Pater Henrik auf der Brücke; er kommt vom Kloster, wo die Fremdlinge jüngst gewesen sind. Einer derselben, ein hochgewachsener Mann, reicher als die andern gekleidet, geht ihm entgegen und neigt sich tief vor ihm. Der Pater winkte ihm zu folgen, und so nähern sie sich der Schloßstreppe, die der Ritter hinabgestiegen war, um zu hören, wer die Fremdlinge seien und was sie begehrt. Der hochgewachsene Mann beugt sich demüthig vor dem Herrn von Ekö bis zur Erde und legte beide Hände an seine Stirn. Sein langes Haar ist schwarz, blauschwarz der krause Bart um seine Lippen, schwarz, stolz und scheu der Blick, den er auf den Ritter heftet.

Er schweigt, und Pater Henrik redet statt seiner:

„Diese Menschen bitten um Eure Gnade, edler Herr, und um die Erlaubnis, ihre Zelte in Eurem Walde aufschlagen zu dürfen. Sie beabsichtigen, hier einige Tage zu verweilen, um dann ihre Wanderung wieder fortzusetzen. Denn Ihr müßt wissen, edler Herr, daß diese Menschen einem Volke angehören, welchem Gott keine Ruhe vergönnet, das von ihm verurtheilt ist, seine Wanderung von einem Lande zum andern und von Geschlecht zu Geschlecht fortzusetzen.“

Ihr Schicksal ist merkwürdig und wert, daß man darüber nachdenke; denn es legt Zeugnis ab von Gottes Allmacht und Gerechtigkeit, wie auch von der ewig bestehenden Wahrheit unseres heiligen Glaubens.

Die Väter dieser wandernden Menschen wohnten, wie mir dieser Mann, ein Häuptling unter ihnen, gesagt hat, vor mehr als dreizehnhundert und vierzig Jahren in Egypten. Sie bildeten ein angesehenes Volk aus dem Stamme Ismaels, dem Sohne Abrahams und der Hagar, und besaßen feste Wohnplätze in gesegneten Gegenden, die der

Fruchtbarkeit Gofens nichts nachgaben. Einst kam der Wandersmann zu ihrer Landesgrenze. Sein Weib, das zartes Kind auf den Armen tragend, begleitete ihn. Tagte Wanderer erbat für sich und die Seinen den Schutz der Dächer gegen Nacht und Unwetter; aber keiner wollte beherbergen; einer wies ihn zum andern. Die so von jeglicher Schwelle verwiesenen Fremdlinge waren der heilige Jungf, Maria, die Himmelskönigin, und Jesus, der Erlöser der Welt.

Zur Strafe für diese Sünde verurteilte Gott sie ihre Kinder, zweitausend Jahre heimatlos und ohne andere Lebenshoffnung, als das Erbarmen der Fremden, umherzuirren. Mehr als die Hälfte ihres mühsamen Weges jetzt zurückgelegt; aber noch müssen dreiundzwanzig schlechter, drei auf ein Jahrhundert gerechnet, auf dem Wege sterben, der ihnen noch bevorsteht, ehe sie das heersehnte Ziel erreicht haben: ein Vaterland und Versöhnung mit Gott. Edler Herr, dieses Volk, das um eure Gnade freundschaft für einige Tage bittet, hat manches Land durchzogen und nicht ohne Erhörung manchen Fürsten um gleiche Gnade angerufen.

Diese Fremdlinge müssen als Büßer angesehen werden: sind sie auch verachtet, verhöhnt, verstoßen und vielerorts verfolgt — der Kelch der Leiden ist ja in ihre Hand gegeben — so sind sie doch vom römischen Kaiser mit Geleitsbriefen versehen und haben auch die Gnade gehabt, sich dem heiligen Vater zu Rom vorstellen zu dürfen."

Bei diesen Worten zog der Häuptling ein mit vielen Bändern umwundenes Pergament aus seiner Rocktasche hervor, entrollte es und übergab es mit neuen Verneigungen dem Ritter Bengt.

Der Ritter konnte zwar die Worte nicht lesen, welche auf dem Pergamente standen; aber er merkte an dem großen Wachsiegel mit dem darauf befindlichen Wappen des römischen Reiches, daß dies der Geleitsbrief sei, wovon

der Pater gesprochen hatte. Der Ritter sah ehrfurchtsvoll das Pergament an, gab es dem Häuptling zurück und sagte zu ihm, indem er den Pater zurückhielt, der im Begriffe stand, seine Rede weiter fortzusetzen:

„Höchst merkwürdig ist, was ich jetzt über Euch gehört habe, und mir scheint, ich würde eine Sünde begehen, nicht ungleich der um derentwillen Ihr bestraft werdet, wenn ich Euch nicht erlaubte, einige Tage auf meinen Besitzungen zu verweilen. Speise und Trank sollt Ihr während dieser Tage nicht entbehren, und was Euch, Häuptling, und Eure nächsten Verwandten betrifft, so biete ich Euch an, unter meinem Dache Wohnung zu nehmen.“

Der Häuptling dankte dem Ritter mit demüthigen Worten, erklärte jedoch, daß ein Gellibde, von den Vätern erbt, ihn sowohl als sein Volk, nötige, niemals in einem Hause aus Holz oder Stein Nachtruhe zu suchen, bevor die Strafzeit abgelaufen sei.

Als weiteren Grund seiner Bitte um einige Tage Gastfreundschaft gab er an, daß er mit einem Trupp seiner Leute, die sich vor längerer Zeit von ihm getrennt hatten, um andere Gegenden zu besuchen und jetzt wieder zu ihm stoßen wollten, eine Zusammenkunft in dieser Gegend verabredet habe.

Nachdem nun noch verschiedene Worte zwischen dem Ritter und dem Häuptlinge gewechselt worden waren, zogen die Fremdlinge auf das Feld im Walde, wo sie schon früher einmal ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Dort hin ließ der Ritter Speisen und Getränke in solcher Fülle bringen, daß man für eine ganze Woche wohl versorgt war.

Unter den schwarzlockigen Mädchen, die auf dem Schloßhofe nach dem Takte der Pfeifen und Saiten-Instrumente tanzten, hatte Erland Singoalla entdeckt; sie war es, die den Reigen führte; denn sie war des Häuptlings Tochter und schöner als alle.

Der Pater blieb den Abend über im Schlosse, um dem Ritter über die merkwürdigen Gäste zu sprechen und ihm weitere Aufschlüsse mitzuteilen, die er vom Häm-linge eingezogen hatte, als dieser ihn neulich im Kloster besuchte und um seine Fürsprache beim Ritter anhielt.

weit
chen
aus
groß
zur
und
Wä
dori
Sch
und
Sch
Sch
wan
beg
seh
ten
fan
Mä

der
her
lich
zeig
ter
er
die
die

er

5.

Erland und Singoalla.

Erland hatte zuerst der Erzählung des Vaters gelauscht, weil sie ihm merkwürdig vorkam und das Volk betraf, welchem Singoalla angehörte; bald jedoch trieb ihn Ungebuld aus dem Saale fort. Er wanderte von einem Zimmer des großen Schlosses zum andern, eilte die Wendeltreppe bis zur höchsten Turmkammer hinan, schaute über den See und über den Wald und horchte auf das Geklingel der Glöckchen an den Zugtieren des fremden Volkes, das von dort herüberklang, eilte dann wieder die Treppen zum Schloßgarten hinab, der sich wohlgepflegt, wenn auch klein und von Mauern umgeben, an der südlichen Seite des Schlosses befand, wo nun die Abendsonne ihren rotgoldnen Schimmer über Frau Elfridas Blumen und Kiechenkräuter warf. Doch auch dort verweilte er nicht lange, sondern begab sich in das Frauengemach, wo er sich sonst selten sehen ließ. Hier bewahrte Frau Elfrida in einem gebohnten Schreine die Feierkleider ihres Sohnes, hier auch befand sich ein Spiegel aus geschliffenem Stahl, worin die Mädchen gern ihr Antlitz betrachteten.

Erland öffnete den Schrank, zog die kostbaren Gewänder, von ausländischem Stoff mit zierlichen Silberbesteln, hervor und kleidete sich darein. Darauf kämmte er sein lichtbraunes Haar, so daß sich die Stirn frei und klar zeigte und die Locken in reichen Wellen über seine Schultern herabflossen. Für wen er sich schmückte, wußte nur er allein. Als er gekleidet war, warf er den Bogen über die Schulter, lockte Red, sattelte sein Pferd und ritt über die Zugbrücke in den Wald.

Frau Elfridas und ihrer Mädchen Blicke folgten ihm; er war stattlich anzusehen, wie er auf dem tanzenden Pferde

saß, das mit einer feinen Decke geschmückt war. Fr
Elfrida ging in den Saal und zeigte dem Ritter an, d
Erland fortgeritten sei und wohl schwerlich vor dem nä
sten Tage wiederkommen werde.

Er habe sicherlich den Weg nach Ulfäsa genommen
dem Hofe des Herrn Gudmund Ulfar; warum sonst soll
er sich so geschmückt haben, wenn nicht für die schöne Ma
Helena, seine ihm bestimmte Braut?

Doch diejenige, an welche Erland am wenigsten dachte
war Helena Ulfar; obgleich sie wohl verdiente, im Herg
gehegt zu werden; denn eine Maid mit lieblicheren Wan
gen und klarern blauen Augen gab es nicht im Wirt
lande. Die Wangen, welcher Erland gedachte, waren braun
die Augen, worin sich seine Seele sonnte, waren dunkel
das Mädchen, für welches er sich geschmückt hatte, hie
nicht Helena, sondern Singoalla.

Frau Elfridas Mutmaßung bewahrheitete sich nicht
denn bald nach Sonnenuntergang sah man Erland über
die Zugbrücke reiten. Er hatte im Walde umhergestreift
und war auch in der Nähe des geschwendeten Landes ge
wesen und hatte zwischen den Bäumen hindurch gesehen
wie die Fremdlinge an der Errichtung der Zelte fleißig
arbeiteten, die Fütterung der Pferde vornahmen und über
großen Feuern, um welche die Kinder lärmend spielten
die Speisen bereiteten. Aber weiter war er nicht geritten
hatte ihn auch der Gedanke an Singoalla hierher gelodt
so empfand er doch jetzt eine gewisse Furcht, sie zu sehen
und so kam es, daß er nach langer Unentschlossenheit un
verrichteter Sache seinen Passgänger wieder nach Ham
lenkte. Aber Red, der sich nicht so leicht durch solche Un
schlüssigkeit binden ließ, war, vielleicht von der Lust ver
lockt, Bekanntschaft mit seinesgleichen zu machen, die sich
bei den Fremden im Lager befanden, oder mehr noch vor
dem Bratendufte, den er von den Feuern her witterte, an
gezogen, ins Lager gelaufen.

Als sich nun Erland im Burghofe aus dem Sattel schwang, kam Reck aus dem Walde geeilt und sprang an seinem Herrn empor, als hätte er einen Gruß an ihn auszurichten. So war es vielleicht; denn um seinen zottigen Hals hing ein Kranz von wilden Blumen.

Gedankenvoll glänzten Erlands Augen, als er diesen Kranz fand.

„Vielleicht ist er von Singoalla,“ dachte er, löste ihn von Recks Hals und legte ihn unter das Kopfkissen seines Lagers; denn nun mußte er von dem träumen, welcher die Blumen gewunden hatte.

Ob sich diese Hoffnung erfüllte oder nicht, ist ungewiß; aber am folgenden Morgen legte Erland wieder seine Feierkleider an, schnallte sich den prächtigen Gürtel, woran die Scheide des Jagdmessers hing, über den Leibrock und ging in den Wald. Dieses Mal richtete er seine Schritte zum Hügel am Bach. Schön und einsam war es dort am Ufer, am Fuße des Hügel; die Fichten säuselten im Winde; der Bach rauschte, und Anemonen und Veilchen blickten aus dem Grün hervor. Erland setzte sich an der gewohnten Stelle am Rande des Baches nieder, und Reck legte den Kopf auf seinen Schoß. Da zeigte sich am andern Ufer, als hätten sie es mit einander verabredet, Singoalla. Sie kam aus dem Walde. Der Wind spielte in den Falten ihres geschlürzten Gewandes.

Ihre Schritte waren leicht; und sie blieb nicht stehen, als sie den stattlich gekleideten Junker wahrnahm. Nein, sie lächelte wohlbekannt, nickte munter, streifte zuerst den einen, dann den andern ihrer Schuhe ab und watete durch den Bach auf Erland zu. Der Bach war seicht, und nur einige silbergleiche Tropfen spritzten zu den roten Perlen an den Knöcheln des Mädchens auf. Auch Erland fühlte sich nicht verlegen, er freute sich der Begegnung. Es war ein frisches, nicht grade feierliches Gefühl; denn er würdigte Singoalla nicht einmal einer ehrfurchtsvollen Be-

grüßung durch Erheben von seinem Plaze, wie er andern Mädchen gegenüber zu thun gelernt hatte; aber lächelte ihr aus Herzensgrund entgegen, als sie zu trat, ihre Hände auf seine Schultern legte und zu sagte: „Sieh, ich habe nicht richtig prophezeit, wir sehen uns doch wieder! Du hast einen guten Vater, der deine Gastfreundschaft erweist. Wir müssen deswegen auch gute Freunde sein.“

„Das wollen wir,“ sagte Erland. „Weißt du, Singoalla, ich habe mich nach dir gesehnt, seit ich dich sah. Mir hat auch oft von dir geträumt, und deine Träume Wahres finden, so ist dein Gemüth nicht gegen mich erzürnt.“

„Nein,“ entgegnete Singoalla und setzte sich ans neben Erland; „als ich mich von dir trennte, war ich mir länger böse auf dich. Es schien mir im Gegentheil, daß du der schönste Knabe seist, den ich je gesehen; sogar dein Zorn machte dich nicht häßlich. In unserer Bande gibt es nicht einen Jüngling, der so schön wäre wie du. Affim, welcher sagt, daß er mich zur Frau haben will, ist mir mit dir zu vergleichen.“

„Wer ist Affim?“

„Er ist der Sohn des Mannes, der vor meinem Vater Häuptling war.“

„Und Affim will dich zur Frau haben?“

„Ja, aber laß uns nicht mehr von Affim sprechen; ist so langweilig. Du sagtest, dir habe von mir geträumt mir hat geträumt, daß ich dich hier finden würde, und darum ging ich hierher. Meine Träume sind besser als meine Vorhersagungen, was eigentlich recht ärgerlich ist denn das Zukünftige zu verkünden ist eine Ehre für uns Frauen. Aber die Wahrsagerkunst kommt erst recht, wenn man schon alt geworden ist. Laß mich doch die Linien deiner Hand sehen! Doch nein, ich will sie nicht sehen — wenn du unglücklich werden solltest, so würde mir

das schmerzen. Ach, welch Haar du hast!" fuhr Singoalla fort und strich mit der Hand durch Erlands Locken; — "es ist nicht schwarz wie das meine und das meiner Verwandten."

So sprach Singoalla, und ihre Rede berührte bald den einen, bald den andern Gegenstand; sie erzählte von den Fahrten ihres Volkes und wie froh sie geworden, als ihr Vater mit seinen Leuten überein gekommen sei, Ritter Bengts Besitzungen als den Sammelplatz der verschiedenen Banden zu bezeichnen. Eigentlich habe Assim auf ihr Zureden im Räte der Männer diesen Vorschlag gemacht; hätte er geahnt, daß sie es so um Erland gewollt, so würde er ihren Wunsch gewiß nicht erfüllt haben.

Während sie so redete, streichelte sie Kedd, der sich jetzt recht freundlich gegen sie bezeugte. Er hatte am vorhergehenden Abende Singoallas Mahlzeit geteilt, und Singoalla war es gewesen, die seinen Hals mit dem Kranze geschmückt hatte, obgleich er dieser Zierde keinen Wert beizulegen verstand.

Erland zeigte jetzt Singoalla eine rote Perle und eine weiße Blume. „Die Perle," sagte er, „habe ich auf dem Rodelande gefunden, wo dein Volk auch jetzt die Zelte aufgeschlagen hat, und die Blume habe ich aus dem Bach geholt, wohinein du sie geworfen hattest."

Aber das Mädchen entriß ihm die Blume und warf sie wieder in den Bach.

„Ich will dir frische Blumen geben," sagte sie; „laß uns um die Wette pflücken."

Auf diesen Vorschlag ging Erland ein, und sie pflückten wetteifernd Blumen am Rande des Baches. Dann verglichen sie dieselben, um zu sehen, wer die meisten gepflückt habe, und es zeigte sich, daß Erlands Sammlung die größte war, weil er ohne Auswahl händevoll ausgerissen hatte. Singoallas Blumen aber waren die schöneren. Darauf setzten sie sich nebeneinander an den Abhang des Hügels,

ordneten die Blumen und banden sie mit biegsamem Gras zu Sträußern. Erland ging dies übel und langsam der Hand; Singoalla jedoch hatte eine besondere Geisteslichtheit, Blumen zusammenzustellen, so, daß die ungleichen Farben sich schön gegen einander abhoben. Niemand hatte sie diese Kunst gelehrt, aber sie verstand sie doch.

Als die Sträußer gewunden waren, tauschten sie die Strauß gegen einander aus, und Singoalla war mit Erlands Strauß nicht unzufrieden, obgleich dieser uneben, roh und schlecht zusammengestellt war. Endlich sagte Singoalla, daß sie jetzt ins Lager zurückkehren müsse, ihr Vater Affim und die Frauen würden sich sonst wundern, wo sie bleibe; man würde sie suchen, und das möchte sie vermeiden.

Da sagte Erland:

„Du magst gehen, allein ich will, daß du jeden Tag hierher kommst, damit ich dich sehe.“

Singoalla dachte einen Augenblick nach und sagte:

„Ja, wir wollen uns jeden Tag aufsuchen; am besten ist, wir begegnen einander, wenn die Sonne schon untergegangen ist. Unter uns ist Sitte, daß die jungen Mädchen einsam an den Abenden eine kurze Zeit umherwandern; sie erhalten dadurch den Wahrsagergeist. Ich werde morgen Abend zu meinem Vater sprechen: „Ich will in den Wald gehen und Zukunftsgeschichte dem Vater lernen.“ Er wird antworten: „Gehe!“ und ich werde mich hierher schleichen. Die Dämmerung wird dazu dienen, Affim oder die Weiber zu verhindern, daß sie mich bemerken, wenn sie in der Nähe sein sollten. Affim wird immer meiner Spur folgen. O, es ist ein langweiliges Mensch!“

„Ist Affim groß und stark?“ fragte Erland.

„Ja, er ist größer als du, hat einen Bart, den du nicht hast. Affim ist der gewandteste unserer jungen Männer; man nennt ihn deswegen die Rake. Er ist meist gut ge-

launt, aber leicht reizbar; und zürnt er, so fliehen ihn alle. Von seinem Messer träufelte schon öfters Blut."

"Gut," sagte Erland, "kommt Assim an diesen Ort, werde ich ihn lehren, deine Spur zu scheuen. Sieh meine Arme an, Singoalla," fuhr er fort und streifte seine Ärmel auf, "ich bin erst siebenzehn Jahre alt; aber meinst du nicht auch, daß meine Umarmung Assim erdrücken würde? Möge er kommen! Ich werde ihn zu Boden schlagen und meine Ferse auf seine Brust setzen!"

"Das sollst du nicht thun!" rief Singoalla aus. "Warum redest du in diesem harten Tone von Assim? Was hat er dir gethan? Drohest du in dieser Weise, so werde ich niemals hierher kommen."

"Ich kann ihn nicht austehen!" sagte Erland. "Ich hoffe, er wird sich hier nicht einfinden, wenn du und ich uns treffen. Die Stelle ist abgelegen und der Wald groß. Warum sollte er gerade hierher kommen? Ich verspreche dir, nicht mit Assim zu kämpfen, ihm nicht einmal ein böses Wort zu sagen, wenn er mich nicht dazu reizt. Bist du jetzt zufrieden? Willst du mir nun versprechen, morgen zu kommen, wenn die Sonne hinter den Felsen am See verschwunden ist?"

"Ach, das verspreche ich gern; denn du weißt kaum, wie lieb mir dein Antlitz ist. Heute Abend kannst du ja kommen, unseres Volkes Lager anzusehen. Mein Vater erwartet von dem Sohne des Ritters, daß er, wenn nicht aus Güte, so doch aus Neugierde zu ihm komme."

"Ich werde kommen; doch es ist am besten, dich allein zu treffen."

Nun reichte Singoalla Erland ihre Hand und sagte ihm Lebewohl. Sie hielten lange einer des andern Hand und sahen sich lange in die Augen und fanden Gefallen daran.

Aber endlich riefen sie: „Bis morgen! Ja, bis mor=

gen!" nickten vergnügt und eilten nach verschiedenen Orten hinweg.

Die Erlaub jedoch den Hügel hinabgestiegen und Singoalla in dem Walde verschwunden war, wandten beide noch einmal um und winkten einander ein Leben auf Wiedersehen zu.

6.

In der Dämmerung am Waldbach.

Die Sonne sinkt hinter den Klippen am See; die Wipfel der Bäume baden im Abendrot; die Vögel begeben sich zur Ruh; die Klostersglocke, welche die Mönche zum Abendgebet ruft, klingt über die Fluren dahin; Erland verläßt das Schloß und eilt zur Zusammenkunft.

So trifft er Singoalla jeden Abend auf dem Gipfel des Hügels unter der hohen Tanne, während sich Dämmerung unter die Bäume des Waldes schleicht. Anfangs sprechen sie viel miteinander und spielen wie Kinder am grünen Ufer. „Es giebt kein schönes Mädchen auf Erden außer dir,“ sagt Erland zu Singoalla, und sie antwortet heiter: „Meinst du das? Ehe ich ging, spiegelte ich mich in der Quelle, um zu sehen, ob ich dir gefallen könnte.“

Allmählich aber werden beide schweigsamer; sie mögen lieber einander ins Auge sehen als sprechen; sie können es auch trotz der Dämmerung; denn sie sind sich nahe und legen ihren Arm einer um des andern Hals. Wenn die Blicke sich so vereinigen, sehnt sich auch der Mund zum Munde, und halb begegnen sich ihre Lippen in langen Küssen, die zugleich wärmen und kühlen, die schüchterne Begierde entzünden und stillen.

So oft Erland zum Hügel wandert, erklingt in seiner Seele ein Gesang, welchem seine Lippen keinen Ton verleihen.

Der Gesang lautet:

„Süß ist es, seiner Geliebten entgegen zu eilen, am süßesten, wenn Dämmerung über den Fluren liegt. Ich nahe mich dem Hügel, wo der Abendwind in der Tanne flüstert. Bist du dort? Singoalla! Ich sehe dich nicht, aber ich ahne deine Gegenwart; denn die Luft duftet nach Blumen, der Wald ruht in süßem Schweigen, und es regt

sich so wundersam in meiner Brust. Oben vom Giebel winkt es. Ist es die Tanne, die ihre dunkeln Äste wegt? Ist es der wilde Rosenstrauch, der sich beugt, während der Wind seine weißroten Blüten pflückt? Oder es Singoallas Gewand, das im Winde flattert, während sie den erwartet, den ihre Seele liebt? Ich weiß es nicht, aber ich ahne viel und bin glücklich. Süß ist es, sich dem Geliebten entgegen zu eilen, am süßesten, wenn Dämmerung über den Fluren liegt." — —

Das fremde Volk blieb länger auf dem Nobelande, als der Häuptling anfangs beabsichtigt hatte. Immer zögerte der Teil der Bande, den er erwartete, zu ihm zu stoßen. Erland dachte nicht an Scheiden und Singoalla ebensowenig. Es kam ihnen vor, als müßten sie immer beisammen sein.

Acht Tage vergingen; achtmal hatte Singoalla zu ihrem Vater gesagt: „Ich will von der Einsamkeit Zukunftssichte deuten lernen,“ und der Vater hatte geantwortet: „Geh.“ Und sie hatte einen weiten Umweg genommen, um Affim zu täuschen und ihn nach einem andern Hügel als zum Hügel am Bach zu leiten, falls es ihm einfallen sollte, ihren Schritten nachzuspähen.

Achtmal hatten sich Singoalla und Erland auf dem Hügel getroffen, und nur der treue Reck war Zeuge ihres Glückes gewesen. Selten verirrte sich ein Jäger hier, besonders in der Dämmerung, und die Weiber des fremden Volkes pflegten weiter unten, wo sich der Bach der Dämmerung näherte, Wasser zu schöpfen und ihre Kinder zu baden.

Aber mehr und mehr während dieser Zeit veränderte sich Singoallas Wesen. Sie zitterte, wenn sie sich dem Zusammenkunft schlich und konnte doch nicht davon zurückbleiben; sie fühlte brennenden Schmerz im Herzen, wenn sie den stolzen Sohn des Ritters nicht sah. Ihr träumte Nachts von ihm, und glücklich war sie nur, wenn der Arm des schlanken Jünglings sie umfaßt hielt.

Und gleichwohl war sie scheu und wußte nicht, warum; ihre Seele erhob stumme Angstrufe, wenn Erland ihr nahte.

Sie konnte kaum sprechen, saßen sie nebeneinander; Unruhe und Sehnsucht erpreßten abwechselnd ihrem Busen schmerzliche Seufzer. Sie konnte nicht mehr in Erlands Augen sehen; es war, als ob diese die ihren senkten; sie schlug den Blick, von langen Wimpern verschleiert, zum murmelnden Wasser des Baches nieder oder hob ihn zu den still wandernden Sternen empor, indes Erland sie fort und fort ansah.

Und auch dann noch fühlte sie seinen Blick wie einen süßen Schmerz in der Tiefe ihrer Seele, ohne ihm begegnen zu können.

Da sagte Erland eines Abends, als sie mit aneinander gelehnten Wangen beisammen saßen und sich seine lichtbraunen Locken mit ihren dunkleren mischten:

„Singe, Singoalla! Singe mir eines der Lieder deines Volkes!“

Aber Singoalla entgegnete kaum hörbar:

„Ich kann nicht mehr singen . . .“

„Und ich hörte dich doch singen, als wir uns zum ersten Male sahen, als Greif dich zerreißen wollte und ich so böse gegen dich war. Warum willst du nicht singen? Bist du traurig?“

„Ja.“

„Warum bist du traurig? Habe ich dich erzürnt?“

„Du? nein, Erland; ich weiß nicht, warum ich traurig bin. Doch vielleicht, weil wir einmal scheiden müssen.“

„Scheiden!“ rief Erland erbleichend aus. „Willst du denn nicht immer hier bleiben?“

„Ich möchte immer bei dir sein; aber ich muß meinem Vater folgen. Ja, wenn ich daran denke! Siehe, ich habe früher nicht daran gedacht; aber nun glaube ich, daß ich sterben werde, wenn ich von dir scheiden soll. Ich wandere weit und weiter von dir fort, Erland. Wenn du des

Abends hierher kommst, ist Singoalla nicht mehr da; sie sehnt sich nach dir und wird vor Sehnsucht sterben. Du wirst vielleicht weinen und meinen Namen rufen, ich kann doch nicht kommen. . ."

Singoallas Augen füllten sich mit Thränen, und Schlangen hob ihre Brust.

Erlaub stand bleich und stumm da; er hatte noch nicht an die Möglichkeit einer Trennung gedacht. Er ließ Singoallas Hand los, und auch in seine Augen drängten sich Thränen. Eine mystische Liebe hatte ihre Herzen so vereinigt, daß gleiche Freude und gleicher Schmerz und gleicher Pulsschlag sie bewegte.

Als Singoalla jedoch den feuchten Glanz in Erlaub Augen sah, lächelte sie ihn an, um ihn wieder froh zu machen und sagte:

"Sei nicht betrübt! Wenn Singoalla fort ist, wird du sie bald vergessen und wieder glücklich sein!"

"Dich vergessen!" rief Erlaub und erhob sich. "Nein, ich vergesse dich niemals. Ich will mich nicht von dir trennen, und ich folge dir, wohin du auch gehst!"

"Willst du das?" rief Singoalla strahlenden Auges. "Willst du dich von Vater und Mutter, von deiner schönen Burg, von allem trennen, was du liebst, um mir zu folgen?"

"Ja," antwortete der Knabe.

"Dann müssen wir Mann und Weib sein!" rief Singoalla aus.

"Du sollst mein Herr, ich deine Sklavin sein; auf deiner Wanderung will ich deine Bürde tragen; abends will ich deine Füße mit Wasser kühlen, im Lager dein Wildbret bereiten, dir den Becher reichen, wenn dich dürstet, dir singen, wenn du traurig bist und alles leiden, was du leidest. Ich werde es gern thun; denn ich weiß, daß du mich liebst."

"Nein," sagte Erlaub, "so soll es nicht sein, sondern ich will deine Bürde tragen; denn meine Schultern sind kräftiger als deine; ich will Wildpret erjagen und solche

Beeren zur Mahlzeit pflücken, die dir munden. Du sollst aber nicht meine Sklavin sein; denn ich will es nicht, und es ziemt sich auch nicht; aber Mann und Weib wollen wir sein."

"Willst du nicht gleich jetzt mein Mann werden?" fragte Singoalla. "Ich will dich nach den Gebräuchen meines Volkes dazu machen."

Und Singoalla zog einen kleinen, flachen Stein hervor, der an einem Kettschen befestigt war, das sie um den Hals trug. Der Stein war schwarz und das Bild ihres Gottes Mako darauf eingeritzt. Diesen Stein legte sie in die rechte Hand Erlands und fragte ihn, ob er sie als sein einziges Weib bis zum Tode lieben und ihr eine Treue schwören wolle, deren geringste Verletzung ihr das Recht geben würde, ihm das irdische Leben zu nehmen und ihm durch Gebete das Himmelsthür zu verschließen.

Erland antwortete: "Ja."

Da nahm Singoalla den Stein mit Makos Bild in ihre rechte Hand, legte dasselbe Gelöbniß ab und fügte nach den Gebräuchen ihres Volkes hinzu, daß sie ihres Mannes treue Sklavin sein und alles von seinem Zorn, nichts aber von seiner Untreue leiden wolle.

Nachdem dieses gethan war, sagte Singoalla: "Nun bist du mein Mann, Erland, und ich bin in allem deinem Willen gehorsam."

Und als sie das gesagt hatte, warf sie sich auf die Knie in das Gras, erhob die Arme zu den Sternen des Himmels und redete Worte in einer Sprache, die Erland nicht verstand:

"Er ist mein, der Einzige, den ich liebe. Wisset es, alle Frauen, und sehet nicht auf ihn; denn er ist mein und verachtet euch alle. Dank, guter Mako im Himmel; denn er ist mein, der Einzige, den ich liebe."

Zu einer andern Zeit würde Erland sich gewundert haben, daß Singoalla ihn jetzt ihren Mann nannte, ob-

gleich keine Ringe gewechselt waren, keine Hochzeit gehalten und kein Segen vom Diener des Herrn über sie ausgesprochen war. Aber an so etwas dachte er jetzt nicht; fühlte keine Schwierigkeit, das Gelöbniß zu halten, das soeben beschworen hatte. Singoalla war ja seiner einzige Wonne; er wollte nur ihren Mund küssen, an ihre Brust ruhen und ihr folgen bis ans Ende der Welt.

„Setze dich neben mich und höre, was man sich meinem Volke erzählt. Man sagt, daß Mann und Weib die einer des Andern Blut getrunken haben, in gleicher Weise und zur selben Zeit Kummer und Freude, Gesehnheit und Unlust fühlen, daß sie in Gedanken zu einander reden können, obgleich sie sich fern sind, daß ihre Herzen nie geschieden werden können. Glaubst du das?“

„Ich weiß nicht, aber ich habe gehört, daß Freunde die einen ewigen Bund schließen wollten, ihr Blut miteinander mischten.“

„Singoalla,“ fuhr Erland fort, „ich will von deinem Blute trinken, willst du von dem meinen trinken?“

„Ja, lieber als aus der Quelle der Wüste,“ antwortete Singoalla. Erland entblößte seinen linken Arm; dem der ist dem Herzen am nächsten, — als er jedoch sein Jagdmesser öffnete, um sich eine Wunde beizubringen, bat Singoalla, die Wunde machen zu dürfen. Erland willigte ein. Singoalla nahm ihren Dolch, stach die feine Spitze in den Arm ihres Liebings und fing mit den Lippen die kleine Perle des Jugendblutes auf, das hervorsickerde.

Darauf entblößte sie ihren linken Arm, lockte mit der Spitze des Dolches einen Tropfen des Saftes ihrer Adern hervor, der von Erland begierig fortgeklüßt wurde; ja er bedeckte den Arm mit Küssen und legte ihn dann um seinen Hals.

7.

Der Zweikampf.

Wer aber ist der Schatten, der in der grauen Dämmerung heraufsteigt und mit seiner stummen Gegenwart die Liebenden bedroht?

Singoalla fährt zusammen und ruft: „Assim!“

Ein dumpfes Lachen beantwortete ihren Ruf.

Erland fuhr auf und zog sein Jagdmesser, um auf den Fremden loszugehen. Singoalla umfaßte seine bewaffnete Hand; aber er riß sich los. Der schwarze Assim sah das Messer im Scheine der Sterne blitzen; er warf seinen Mantel ab, wick einen Schritt zurück, während seine Hand den Dolch im Gürtel suchte und sagte:

„Des Häuptlings Tochter und des Ritters Sohn! Arme Singoalla! Die Weiber im Lager werden dich verhöhnen und die Männer verachten.“

Während er so redete, schleuderte er den Dolch gegen Erlands Haupt; aber seine Hand fehlte; denn Zorn und Dunkelheit machten den geschickten Dolchschleuderer zu Schanden.

Erland ging ihm mit erhobenem Messer entgegen. Assim sprang noch einen Schritt zurück. Es war ein behender Sprung. Nun streckte er seine Arme vor, seine Augen folgten den Bewegungen der Waffe; seine Finger reckten sich, um im rechten Augenblick Erlands erhobene Hand zu ergreifen, und der geschmeidige Körper bückte sich, um durch einen unerwarteten Seitensprung dem Hiebe auszuweichen, wenn die Hand ihn nicht abzuwehren vermochte.

„Assim ist ohne Waffen! Gnade für Assim!“ rief Singoalla und fuhr wild mit den Händen durchs Haar.

„Bist du waffenlos?“ fragte Erland und senkte sogleich seine Hand.

„Ja,“ antwortete Assim; „aber ich bin ein Mann!“

Erland warf das Messer ins Gras, um nun nach dieser Sitte ohne Waffen mit dem Waffenlosen zu kämpfen.

Erland, der blonde Gote, war erst siebzehn Jahre noch bartlos und noch lange nicht zur vollen Manneskraft herangewachsen.

Affim, der schwarze Sproß des Volkes vom Gange, hatte schon sechsundzwanzig Sommer auf Erden getrubert, die zwei Jahre nicht mit eingerechnet, als seine Mutter ihn auf ihrem Rücken getragen.

Jetzt gehen sie gegen einander los; sie heben die Arme und pressen Brust gegen Brust; ihre Atern schwellen, ihre Sehnen dehnen sich, und ihre Muskeln spannen sich vom Scheitel bis zur Fußsohle.

Doch nun ist der Kampf entschieden, der blonde Gote hat den dunkeln Fremdling zu Boden geworfen; seine Knie lasten auf des Überwundenen Brust, und seine Hand umschlingt dessen Hals.

Da eilt das Mädchen zu den Kämpfenden, um den Sieger zu erweichen und für den Überwundenen anzuflehen.

Erland hört auf ihre Stimme, läßt seine Beute fahren und erhebt sich stolz. Affim richtet sich auf; aber sein Blick ist zu Boden gekehrt. Er nimmt seinen Mantel auf, hüllt sich ein und schleicht sich fort.

„Wehe mir!“ ruft Singoalla. „Er wird alles im Lager erzählen. Mein Vater wird mich schlagen, die Männer mich verachten und die Weiber mich höhnen!“

„Nein,“ sagte Erland, „das soll nicht geschehen!“

„Nein,“ wiederholte Singoalla, „das darf nicht geschehen; denn wir sind Mann und Weib!“

„Komm,“ sagte Erland, „ich folge dir ins Lager, um mit deinem Vater zu reden. Du hast nichts zu besorgen, wenn ich an deiner Seite bin.“

„Mein Mann!“ sagte Singoalla beruhigt.

„Mein Weib!“ sagte Erland, hob sie auf seine Arme, trug sie über den Bach und ging mit ihr in den Wald hinein.

8.

Das Lager.

Der Wald, welcher das Lager umschloß, glich im Dunkel einer undurchbringlichen, schwarzen Mauer, worauf das sternbesäete Himmelszelt ruhte. Auf dem offenen Felde flammten Holzfeuer, in deren Scheine sich Schatten bewegten und hin und wieder Zelte hervortraten.

Es war da ein Gewimmel von Menschen und Tieren, von Männern, Weibern und Kindern, von Pferden und Hunden. Das Geräusch der Stimmen, vom tiefsten Bass bis zum gellendsten Diskant, Gesang, Saitenspiel, der schneidende Ton der Pfeifen, Trommelschlag, Hundegebell, Kindergeschrei, Stimmen ruhig sich unterhaltender Männer und gelles Geschrei zankender Weiber, Hammerschläge, die auf irgend einen zersprungenen Kessel fielen oder glutrote Eisenstücke zu Hufeisen und Pfeilspitzen formten; — alles dieses mischte sich zu einem ohrzerreißenden, wirren und verwirrenden Zusammenflange.

Mit Singoalla als Wegweiser, ihre Hand in der seinen haltend, schritt Erland, ein Gegenstand neugieriger Blicke und mancher Bemerkungen, in einem ihm unverständlichen Rotwälsch, durch den Haufen hin.

Er schritt zwischen Männern hin, die aßen und tranken, würfelten, Messer und Schwerter schliffen, zwischen Weibern, die ihre Töpfe rührten, den Kindern zu essen gaben, Zeug flichten, miteinander sprachen und keiften, zwischen nackten Knaben, halb nackten Mädchen, die spielten, einander ohrfeigten und fragten, die lachten und weinten, zwischen Pferden, Wagen, Tonnen, Hausgeräten und Werkzeugen dem Zelte des Häuptlings zu.

Am selben Abend, als Singoalla bei Erland war, hatte sich der erwartete Zweig der Banbe eingefunden und der

Häuptling bekannt gemacht, daß der Aufbruch am Morgen des folgenden Tages vor sich gehen solle.

Daher diese ungewöhnliche Rührigkeit im Lager.

Das Zelt des Häuptlings stand südwärts, nahe der Waldbesäule. Hier war der Lärm nicht so groß und die Gedränge weniger stark.

Die ältesten und besten Männer des Stammes waren dort versammelt.

Auch sah man dort einige Weiber, die leise, aber eifrig miteinander redeten, als sie Erland und Singoalla herankommen sahen. Diese Weiber waren Affims Mutter, Schwestern und Verwandten. Alle richteten ihre Blicke auf die Tochter ihres Häuptlings, als diese mit Erland an ihnen vorüberging.

Die Greisin, Affims Mutter, gleich beim Feuerlichte, vielleicht auch sonst beim Tageslichte, einer garstigen Erscheinung. Ihre lange, krumme Nase schien zum Nachtheile der tiefen Augenhöhlen und eingefallenen Wangen aus dem Gesicht hervorgewachsen zu sein ganz so, wie beim Erdbeben Berg sich heben und die umliegende Erdschicht sich senkt . . . ihre roten Augen flammten, und die um den zahnlosen Mund hängenden fast- und kraftlosen Lippen grinsten widerwärtig. Des alten Weibes unheimliches Gesicht drückte Bosheit und Nachbegierde aus; denn Affim hatte schon erzählt, was ihm am Bache widerfahren war. Es drückte auch Verwunderung aus, weil sie den Sohn des Ritters an Singoallas Seite sah.

Beim Anblicke Erlands erhoben sich die Ältesten des Stammes und verneigten sich. Am Eingange des Zeltes stand der Häuptling selbst und sprach mit Affim. Beide schienen von der Ankunft des blonden Jünglings überrascht. Affim warf einen finsternen Seitenblick auf Singoalla und stahl sich fort. Der Häuptling führte die Hand zur Stirn und beugte sich vor Erland; aber sein halb

niedergeschlagenes Auge sendete unter den schwarzen Wimpern her noch einen funkelnden Blick nach Singoalla.

Des Mädchens Wange war bleich, aber sie bebt nicht; denn ihre Hand ruhte in der Erlands.

Erland sagte, er wolle ohne andere Zeugen, als Singoalla, mit dem Häuptlinge reden. Der Häuptling führte ihn schweigend ins Zelt.

Was dort gesprochen wurde, weiß niemand; doch nach einer halben Stunde verließ Erland das Zelt mit ruhiger Stirn. Singoalla begleitete ihn, sowie auch der Häuptling. Singoalla begegnete stolz den Blicken der Mutter Affims und der andern Weiber; des Häuptlings Antlitz aber trug die Spuren unruhiger Gedanken.

Nachdem sie eine Strecke in den Wald hinausgekommen waren, schüttelte Erland dem Häuptlinge die Hand, küßte Singoalla und sagte:

„Ich werde zur festgesetzten Zeit bereit sein!“

9.

Der Abzug.

„Wie steht es doch um Erland? Er ist finster spricht wenig,“ sagte Frau Elfrida zu ihrem Manne, Bengt.

„Er leidet unter der Einsamkeit,“ antwortete der Vater, nachdem er mit bedächtiger Miene einen tiefen Zug aus dem Becher gethan und seinen Blick zu den blauen Bergspitzen hatte wandern lassen, die durch das schmale Fenster sichtbar wurden. „Er leidet unter der Einsamkeit, worüber man sich nicht zu verwundern braucht. Der Winter paßt nicht mehr für ihn; wir werden ihn im Herbst aus das Hoflager des Königs senden, dort mag er mores ritterliche Übungen erlernen.“

Frau Elfrida brach das Gespräch ab, sobald es die Seite berührte; sie konnte nur wehmuthsvoll an den Augenblick denken, wenn der junge Erland, von Vater und Mutter fort, in die weite Welt ziehen würde.

Erland saß jetzt im Blüchersaal des Klosters an Pater Henriks Seite und las bei dem spärlichen Lichte des Fensters Virgils Hirtengebichte.

Und als der Hirt Meliboeus klagte:

„Nos patriae fines et dulcia linquimus arva,“ klagte sein Herz mit ihm und hörte zerstreut auf die Auslegung des Dichters durch den Pater, obgleich dessen Erklärung weit schwächer war, (wozu allerdings nicht viel gehörte) als die hölzernen Kommentare des seligen Maurus Servius, die mit roter Tinte auf dem Rand des Folianten geschrieben standen.

Erland hatte das Schloß, ehe er zum Kloster ging, an allen Ecken und Enden durchstreift, hatte mit allen Dienern des Hauses freundlich gesprochen, alle Spielplätze seiner

Jugend besucht, den Abhang nicht zu vergessen, von wo hinab er sich in den See zu stürzen pflegte.

Er hatte sie besucht, um Abschied zu nehmen, und erst jetzt fühlte er, wie lieb sie ihm waren, obgleich er sich früher oft weit von ihnen hinweggesehnt hatte.

Er dachte an seinen teuren Vater, an seine geliebte Mutter; er dachte auch an den Mönch, seinen guten Lehrer, der an seiner Seite saß, und dankte ihm im Stillen für die Kenntnisse, die er in der Schreibekunst durch ihn erworben hatte; denn so tröstete sich Erland:

„Ich werde meine Eltern bald durch einen Brief beruhigen, der ihnen sagen soll, daß ich mich wohl befinde und bald als stolzer Ritter, reich an Ehren und Thaten, zurückkehren werde.“

Zu diesem Zwecke hatte er ein Blatt aus dem Brevier gerissen und bei sich versteckt, auf dieses Blatt sollte der Brief geschrieben werden. — — —

„Du bist jetzt milde,“ sagte Vater Henrik, als er Erlands Zerstreutheit bemerkte; „gut, wir wollen schließen: claudite jam rivos, pueri, sat prata biberunt.“ —

Der Pater machte das Buch zu und schloß es in den Bücherschrank ein.

„Lebet wohl!“ sagte Erland und drückte des Mönches Hand. „Mein guter Lehrer,“ fügte er hinzu, „ich möchte so gern heute Abend Euren Segen empfangen!“

Der Pater legte seine Hand auf Erlands Haupt, sprach den Segen über ihn aus, wie er auch sonst zuweilen zu thun pflegte und schloß ihn in seine Arme.

Da hörte man Lärm draußen vor den Mauern. Der Pöörtner, Bruder Johannes, öffnete die Thür ein wenig und theilte dem Prior mit, daß ein Haufe des fremden Volkes, von seinem Häuptlinge geführt, Einlaß begehre, um dem Prior für seine Freundlichkeit zu danken und zugleich Abschied zu nehmen; denn man wolle am folgenden Tage gegen Mittag von bannen ziehen. Auch auf Ekö seien sie

schon gewesen, wo sie dem Ritter den schulbigen Dank die ihnen erwiesene Gastfreundschaft abgestattet hätten.

Der Pater antwortete: „Laß sie kommen!“ Unterlegte Erland seinen Mantel um die Schultern und ging

Pater Henrik empfing die Abgeordneten des fremden Volkes im Refektorium des Klosters. Alle Mönche waren zugegen. Der Häuptling trat vor, redete und verneigte sich. Alles ging feierlich und zugleich freundlich zu. Während jedoch der Häuptling und der Prior miteinander sprachen, irrten die Blicke der Fremdlinge an den Wänden umher und hefteten sich auf die glänzenden Gefäße, die auf dem Eichentische standen, und nicht weniger auf die Bilder der heiligen Jungfrau und des Kindes in den Blendebildern. Andacht war es wohl nicht, was in ihren Augen schimmerte, als sie die goldene Krone der Himmelskönigin und die Silberverzierungen ansahen, welche in feinen Spitzbögen und Rosetten die Krone umgaben; auch war es wohl nicht die Wärme, die einen hinter andern verborgenen Mann veranlaßte, die Haken des der Thüre zunächst belegenen Fensters abzuheben; sonst würde er wohl das Fenster geöffnet haben, was er jedoch nicht that.

Wir verlassen inzwischen das Kloster und begeben uns in das Schloß, um beim stillen Abschiede Erlands zugegen zu sein.

Der Abend ist weit vorgerückt; der Klang der Klostersglocken, für die Schloßbewohner das Zeichen zum Schlafengehen, ist längst über den See dahingezogen und, vom Echo der Felsen getragen, zur Ruhe gegangen. Ritter Bengt und Frau Elfrida schlummern bereits. Die Nachtlampe des Schlafzimmers verbreitet aus der Blende her ein mattes Licht, worin Schatten in unbestimmten Formen hin und her huschen und sich weiterhin dunkler und tiefer um die Vorhänge des Kofens stellen. Die Thür zum Saal steht angelehnt; jetzt wird sie leise ganz geöffnet. Auf der Schwelle, von der Dunkelheit verborgen, bleibt Erland

sehen. Er will sich zu den Eltern schleichen, noch einmal ihr Antlitz schauen und ihnen so leise ein Liebewohl zuzuschüßtern, daß sie es nur wie im Traume vernehmen. Aber der Schlaf des Alters ist so leicht, sie könnten erwachen! Furcht kämpft mit der Sehnsucht des Herzens. Er wagt nicht einzutreten; er lehnt sein Haupt an den Thürpfosten und lauscht den Atemzügen der geliebten Schlafenden. Seine Wange ist bleich, und seinen Augen entquillen Thränen. Er kehrt auf dem Wege zurück, den er gekommen, schleicht die Schloßstreppe hinab, lockt Keck zu sich, wadet durch das Wasser, welches die Insel vom Lande trennt — die Brücke ist des Nachts aufgezogen — und verliert sich, von seinem treuen Hunde begleitet, in den Wald. Er trägt seine schlechtesten Kleider; nicht eine Münze befindet sich in der Tasche seines abgetragenen Leibrockes. Der seinen Leib umschließende Gürtel und das Jagdmesser daran sind die einzigen Dinge von Wert, die er aus dem Schlosse des Vaters mitgenommen hat.

Der Häuptling der Fremden hatte zum Ritter Bengt und zum Prior gesagt, daß sein Volk folgenden Tages abziehen werde. Er hatte vielleicht seine Gründe, so zu sprechen; aber zu Erland hatte er gesagt: „Komm vor Mitternacht, oder du kommst zu spät!“

Als Erland zum Nodeland kam, war man schon zum Aufbruch bereit. Unruhig hatte Singoalla seiner geharrt; nun empfing sie ihn mit einem Freudenrufe. Sie saß im Wagen ihres Vaters; Decken bildeten ihren Sitz. Sie hatte sich in einen bunten Mantel gehüllt und zügelte selbst die vorgespannten kleinen zottigen Gäule, welche mit den Hufen ungeduldig den Boden scharreten. Dahinter zeigte sich eine lange Reihe Wagen, theils mit Pferden, theils mit Ochsen bespannt und mit Weibern, Kindern und Gerätschaften beladen. Die verheirateten Männer standen, in Mäntel gehüllt, jeder bei seinem Eigenthume und dem ihm Anvertrauten. Von den jungen, unverheirateten Männern

bildete ein mit Spieß, Bogen und Messer bewaffneter Haufen den Nachtrab. Die verlassenen Feuer beleuchteten das Land. An die Spitze der Wagenreihe waren Fackelträger gestellt, um dem Zuge im unwegsamen Walde voranzugehen. Der Häuptling wanderte von seinem eignen Gepäckwagen, dem ersten der Reihe, bis zum letzten, um sich zu überzeugen, ob alles geordnet sei. Er hatte seine Leute heftig zur Eile angespornt; sein Blick war unruhig und er, der sonst so tief Reigende, hatte sich jetzt kaum Zeit genommen, ein neues Mitglied der Bande, den Gatten seiner Tochter, den Sohn des Ritters, durch ein nachlässiges Kopfnicken zu begrüßen. Doch Erland bemerkte das nicht; er hatte die Augen für Singoalla. Nachdem der Häuptling seine Abschiedsgemacht hatte, gab er mit einer Glocke das Zeichen zum Aufbruch. Die Fackeln sprühten zwischen den Tannen; eine Wagen nach dem andern wurde vom finstern Wald verschlungen, und bald stand die Rodung wieder leer da. — —

So schritt der Zug voran, so schnell, als die Dunkelheit und die holperigen Wege es zuließen. Singoalla war vom Wagen gestiegen und ging an Erlands Seite, die das Gespann am Zügel führte. Die Sterne flimmerten über den Baumwipfeln, und die Liebenden hörten hinter sich einen eintönigen, schwermüthigen, doch anmutigen Gesang, gesungen von etlichen mitwandernden Männern. Zwischen schroffen Felsen, durch stille Thäler zog man dahin. Bald begann es zu dämmern; weißgraue Dämmerung entstieg den Sümpfen; die Sterne erbleichten und verschwanden; ein mattes Licht stahl sich unter die Stämme der Bäume zum thauigen Moose des Waldbodens; die Vögel erwachten und begannen zu zwitschern; Purpurschlamm loberten am östlichen Himmelsrande auf; die Sonne stieg empor, und frische Winde spielten. „Das ist eine herrliche Wanderung!“ meinte Erland und seine Brust hegte sich von dem alleinigen Gefühl: „Weiter, weiter durch die

schöne Welt!" Er blickte auf Singoalla; sie war wie eine eben erschlossene Rose, frisch vom Morgenthau.

Aber der Morgen hatte nicht die nächtlichen Wolken zerstreuen können, die auf der Stirn des Häuptlings lagerten. Auch in ihm rief ein Gefühl: „Weiter, weiter;" aber es war ein Angstgefühl. Er eilte unermüdblich von Wagen zu Wagen und feuerte die Männer zur Eile an. Stunde auf Stunde verging, und schon stand die Sonne hoch am Himmel. Die Pferde badeten im Schweiß, und die Weiber waren müde und murrten. Doch der Häuptling rief: „Voran!" und die Peitschen knallten wieder über die müden Zugtiere, und die Wagenräder knarrten um die abgenutzten Achsen.

„Häuptling," redete Erland Singoallas Vater an, „wirft du nicht bald Rast gebieten? Weißt du nicht, daß die Zugtiere der Ruhe und Labung bedürfen? Siehe, dort fließt ein Bach; laß uns die Pferde und Ochsen tränken!"

„Dort," sagte der Häuptling, und deutete auf eine sanft abfallende Anhöhe in der Nähe, dort wollen wir rasten!"

Mehr antwortete er nicht; denn im selben Augenblicke sprengte ein Reiter an ihn heran. Assim war es. — Assim, der zum bewaffneten Nachtrabe gehörte, flüsterte dem Häuptling etwas ins Ohr. Das Gesicht des Häuptlings umblühter sich noch mehr, und seine Augen schossen unruhige Blicke. Er winkte einige der älteren Männer herbei und erteilte ihnen mit leiser Stimme Befehle.

Inzwischen schritt der Zug den waldbekleideten Hügel hinan. Auf dem Gipfel war eine grüne Fläche; hier wurden die Tiere abgespannt, die Wagen in einen Kreis gestellt und mit Stricken zusammengebunden, so, daß sie, was man eine Wagenburg nennt, bildeten. Menschen und Pferde wurden darin versammelt. Die Waffen wurden hervorgeholt und um eine mächtige Eiche gelagert, die mitten auf der grünen Fläche stand.

Bewundert fragte Erland den Häuptling, was das bedeuten habe.

„Ein Volk, das viele Feinde hat, bedarf der Aufmerksamkeit!“ antwortete dieser und begab sich zu einer geheimen Beratschlagung mit den älteren Männern, während die jüngeren Leute die Pferde flüsteren und die Weiber Wasser herbeiholten oder das Mittagsmahl bereiteten.

Um Singoalla sammelten sich die jungen Mädchen des Stammes; sie scherzten munter und sahen verstohlenes Blickes nach dem blonden Jüngling, den sie alle schätzten und im Herzen zum Manne begehrt. „Du bist glücklich, Singoalla,“ sagten sie, und Singoalla nickte freudig. Aber unter den jungen Mädchen, die mit Singoalla sprachen, war keine einzige der Schwestern oder Verwandten Assims. Diese hatten sich allein gestellt, und Assims Mutter befand sich unter ihnen.

Unterdessen untersuchte Erland die an der Eiche niedergelegten Waffen, spannte die Bogen, um ihre Kraft zu versuchen, prüfte die Schneide der Schwerter und sang ein munteres Lied.

„Es ist ein Glück, daß wir ihn bei uns haben,“ sagte ein älterer Mann zum Häuptling; „er kann unsere Ehre sein.“

„Aber er ist uns gefährlich,“ sprach ein anderer; „er ist ein Feind in unserer Mitte!“

„Ein Schlafrunk!“ flüsterte der Häuptling.

„Ja,“ antworteten alle außer Assim, der, wenn auch noch jung, doch als eines Häuptlings Sohn im Räte der Männer zugegen war.

Assim murmelte: „Ein Giftrunk!“

Nach beendeter Beratung ging Assim zu seiner Mutter und sprach heimlich mit ihr. Als er einige Worte mit ihr gewechselt hatte, setzte er sich wieder zu Pferde und eilte von drei oder vier berittenen jungen Männern begleitet aus dem Lager den Abhang des Hügels hinab.

Die Weiber begannen jetzt Speisen herbeizuschaffen und im Grase aufzutischen. Der Häuptling, seine Verwandten und die Ältesten der Horde nahmen ihre Mahlzeit in der Nähe der Eiche ein; dem Junker wurde angeboten, sich an die Seite des Häuptlings zu setzen; neben Erland setzte sich Singoalla.

Eine der Schwestern Affims bediente die Tischgesellschaft. Der Häuptling brachte bei Erland unnötige Entschuldigungen wegen der Dürftigkeit des Mahles vor; aber Erland brach sein Brot und theilte es mit Singoalla.

Waren die Speisen auch nur dürftig, so konnte man das nicht von den Getränken sagen. Affims Schwester trug Becher herbei; drei derselben, die vor den Häuptling, Singoalla und Erland gestellt wurden, waren vom feinsten Silber und kunstvoll gearbeitet. Sie kamen Erland bekannt vor, und verwundert rief er aus: „Wie sehr doch diese Becher denen gleichen, die ich im Kloster gesehen habe! Ja, dieser hier sieht dem heiligen Kelche wunderbar ähnlich, der, mit heiligem Weine gefüllt, auf dem Altare der Klosterkirche steht.“

„Wahrlich,“ antwortete der Häuptling, verstohlen im Kreise umherblickend, „sie gleichen einander sehr. Aber saget mir jetzt Eure Meinung über den Wein. Wir haben ihn von den Hügeln Ungarns mitgeführt.“

Singoalla erbleichte und senkte die Augen, denn sie ahnte, wie es sich damit verhielt.

Aber Affims Schwester füllte die Becher.

Alle außer Singoalla tranken, und Erland fand den Geschmack lieblich.

Jetzt hörte man wirre Rufe. Alle erhoben sich, und es wurde unruhig im Lager. Affim war zurückgekommen; er eilte zum Häuptling und besprach sich leise mit ihm.

„Was giebt es?“ fragte Erland.

„Wir wollen eine Waffenübung vornehmen,“ antwortete der Häuptling kalt und befahl darauf Singoalla, zu

den andern Frauen zu gehen. Diese hatten sich mit den Kindern abseits an einer Stelle innerhalb der Wagenburg versammelt. Singoalla ging; ihre Wange war blaß, ihr Auge umschleiert.

Die Männer traten unter die Eiche und bewaffneten sich. Der Häuptling führte Erland auch dahin und bot ihn, beizeiten zu wählen, ehe die besten Waffen vergriffen sein würden. Als nun Erland sich niederbeugte, gab der Häuptling Assim einen Wink; dieser warf einen Strick über Erland, und ehe der Betrogene die List gewahren konnte, hatte Assim ihm Arme und Beine so mit dem Stricke umschmürt, daß er keinen Widerstand leisten, sich nicht einmal bewegen konnte. Er glich einem im Netze des Jägers gefangenen Löwen. Seine Augen flammten, seine Adern schwellen; aber der finstere Assim lachte höhnisch und rief den Männern zu: „Bindet ihn an die Eiche!“

Als das geschehen war, eilten alle zur Wagenburg. Aus der Mitte der Weiber erscholl ein Schrei; Singoalla hatte ihn ausgestoßen, als sie wahrte, was sich zugetragen. Sie wollte zu Erland fliehen, aber Assims Mutter ergriff mit ihren dürrn Fingern ihre Locken und zischte: „Du bist es, die Schande und Unheil über uns gebracht hat! Wehe dir! Wehe dir! — Dein blonder Liebhaber soll sterben, er soll in Stücke zerrissen und von Gift verzehrt werden. Ja du! Der Giftrank, von meiner Hand bereitet, wüthet schon in seinen Eingeweiden. Siehst du? sein Haupt sinkt zur Brust hinab, seine Wangen werden gelb, wie der giftige Hahnenfuß . . . ha, ha, es wirkt schon!“

Während sie also sprach, faßten die andern Weiber Singoallas Arme und die Zipfel ihres Gewandes und überhäuften sie mit Schimpfworten. Man würde sie zerrissen haben, wäre sie nicht des Häuptlings Tochter gewesen.

Es gab außer Singoalla noch Ein Wesen, dem der Anblick der Mißhandlungen Erlands unerträglich gewesen sein würde; dieses Wesen war Reck. Aber man hatte auch

an ihn gedacht. Während Erland bei der Mahlzeit war, hatte einer der Männer Keck aus der Wagenburg geholt, ihn eine Strecke weit in den Wald gebracht und an einen Baum gebunden.

Außerhalb der Wagenburg wurden jetzt Rufe laut, und Wassengeräusch machte sich vernehmbar. Eine feindliche Schar stieg den Hügel hinan und schon fauste ein Pfeil, der erste Bote des Streites, durch die Luft. Die Weiber drängten sich enger zusammen, preßten ihre Kinder an sich und richteten ängstliche Blicke nach jener Seite der Wagenburg, wo die Männer mit gespannten Bogen und gefällten Speissen den Angriff erwarteten.

„Keine Gnade den Heiligtumschändern!“ klang eine Stimme von dort her; „haut sie alle nieder!“

Es war Pater Henrik, der so zu des Ritters Leuten sprach, die mit Bogen, Speissen und Ästen ausgezogen waren, das fremde Volk zu verfolgen.

Pater Henrik ritt einen kleinen Schimmel; er hatte einen Gürtel über sein Mönchsgewand geschnallt, woran die Scheide eines Schlachtschwertes hing. Das Schwert selbst führte er in der Hand. Der Ritter begleitete den Zug, war aber unbewaffnet; denn er hielt es nicht für nötig, einer solchen Fehde wegen den Panzer anzulegen oder die Ruhe seines guten Schwertes zu stören. Er ging an der Spitze seiner Leute und stützte sich auf seinen Knutenstock, so wie er zu thun pflegte, wenn er ausging, Wiesen und Felder zu besichtigen. Er wendete sich jedoch an seine Leute und erhöhte das Gewicht der Worte des Paters, indem er sagte:

„Ja, haut und schleudert und schonet niemandes, nur der Weiber und Kinder! Sie haben meiner Gastfreundschaft schlecht gelohnt; sie haben das Kloster rein ausgeplündert und nicht einmal die Krone der heiligen Jungfrau und den Abendmahlskelch verschont! Schwingt die Äste, ihr Männer, als ob ihr Bäume im Walde fället!“

Ehe jedoch die Schar zur Wagenburg gelangte, hatte sich Affim auf ein Zeichen des Håuptlings der Eiche genähert, wo Erland, von der Wirkung des Giftes fast bewußtlos, angebunden stand. Affim hielt einen Dolch in der Hand und richtete dessen Spitze gegen Erlands Brust.

„Holla!“ rief der Håuptling, der auf einen Wagen gestiegen war. „Was wollt Ihr? Kommt Ihr in feindlicher Absicht? Oder wie? Wenn dem so ist, so laßt uns zuerst unterhandeln, um zu sehen, ob sich die Sache nicht in gutem beilegen läßt.“

„Keine Unterhandlung, du Tempelschänder!“ rief der Pater und ritt so rasch auf die Wagenburg zu, daß seine Leute ihm nicht folgen konnten.

„Dann sehet dorthin und laßt Euch bewegen,“ sagte der Håuptling, auf die Eiche zeigend, die hoch über der Wagenburg sichtbar war, weil sie auf dem Gipfel des Hügels stand.

„Erland!“ rief der Pater erbleichend.

„Ja, der Sohn des Ritters,“ fiel der Håuptling ein. „Nähert Ihr Euch noch einen Schritt, so gebe ich das Zeichen, und das Schwert wird in des Junkers Brust gestochen.“

„Verdammnis über dich, du Heibel!“ rief der Pater.

„Einen Schritt!“ rief der Håuptling, hob die Hand und Affim den Dolch.

„Halt!“ schrie der Mönch und winkte heftig sowohl dem Håuptling als dem Ritter und dessen Leuten zu, die sich schon aufgestellt hatten, um gegen die Wagenburg loszurennen.

„Was giebt es?“ erkundigte sich der Ritter und ging auf den Pater zu.

„Da! Sehet! Halt! Keinen Schritt weiter!“

Auch der Ritter wurde bleich und hatte kaum die Kraft, seinen Leuten „Zurück!“ zuzurufen.

„Unterhandlung? Ja, oder nein?“ fragte der Håupt-

ling, während seine dunkeln Männer, Brust an Brust, halb entschlossen, halb behebend den Beginn des Kampfes erwarteten.

„Unterhandlung!“ antwortete der Ritter.

„Bewilligt Ihr uns freien Abzug?“ fragte der Häuptling.

„Ja,“ entgegnete der Ritter.

„Mit allem, was wir haben? Merket, alles, was wir nehmen, ist unser Eigentum, unser Besitz. Das ist unser Begriff vom Eigentumsrecht. Also freier Abzug mit allem, was wir besitzen?“

Der Ritter antwortete nicht, sondern richtete bittend seinen Blick auf den Mönch.

„Liefert wenigstens den Abendmahlskelch und die goldene Krone aus! Das übrige möget ihr dann behalten,“ sagte der Pater mit einem Seufzer.

„Pah!“ machte der Häuptling. „Lasset uns nicht kleinlich sein. Wir sind ja fromme Pilger und bedürfen dieser Kleinode zu Trost und Andacht auf unserer Wanderschaft. Also, freier Abzug mit allem, was wir besitzen! Der Knabe soll unverfehrt ausgeliefert werden, wenn Ihr auf das Bild Eures Erlösers schwört, uns weder selbst auf die geringste Weise zu beunruhigen, noch andere dazu anzureizen.“

„Ich will dem Kloster den Verlust nach Kräften ersetzen,“ flüsterte der Ritter mit einem Blick unheimlicher Unruhe auf den erhobenen Dolch Affims dem Pater zu. „Lasset uns den Eid ablegen und mögen sie von dannen ziehn!“

Mit neuen Seufzern zog Pater Henrik ein Kreuzifix hervor, das er an einer Kette am Halse trug.

„Alles für den teuren Knaben! Wie aber hat er in ihre Hände fallen können? Ich begreife es nicht!“ — —

Der Ritter und der Pater leisteten beide den verlangten Eid.

„Senke den Dolch und löse den Gefangenen!“ rief der Häuptling Affim zu.

„Nein, nein!“ riefen mehrere Stimmen; „Liefert unsern Geißel nicht aus! Man wird uns nachher angreifen und niedermachen.“

„Beruhigt euch,“ sagte der Häuptling in der Sprache seines Volkes. „Diese nordischen Menschen sind ein wunderliches Volk; sie halten gewöhnlich, was sie versprechen, sogar ohne Handschlag oder Eid. Übrigens sind wir zu unserer Verteidigung bereit.“

„Edler Herr,“ fuhr er, zum Ritter gewandt, fort, „glaubt nicht, daß wir Euern Sohn gewaltsam mit uns geführt haben. Er hat sich in unserm Lager eingefunden, um uns auf der Wanderung durch die Welt zu begleiten; denn er hat sich in meine Tochter verliebt und möchte ungern von ihr scheiden.“

„Du lügst!“ rief der Ritter. — „Aber ich wechsle keine Worte mit dir. Ziehe deines Weges und fürchte die Strafe des Himmels!“

„Ja, gehe deines Weges, Amalekit!“ schrie der Vater. Der Häuptling neigte sich in gewohnter Weise und legte die Hand an die Stirn.

Inzwischen wurde Erland vom Baume losgebunden und von zwei Männern herbeigeführt. Seine Haut war gelblich, sein Gang wankend und sein Gehirn so verwirrt, daß er weder wußte, wo er sich befand, noch was ihm geschehen war. Man mußte ihn über die Wagen hinwegheben; als er aber außerhalb der Schanze bei den Seinen war, sank er bewußtlos zu Boden.

„Was habt ihr mit meinem Sohne gemacht?“ rief der Ritter entsetzt aus und richtete Erlands Haupt auf und betrachtete es.

„Nichts,“ entgegnete der Häuptling von seiner Verschonung aus. „Vielleicht hat der Schrecken dieses bewirkt.“

„Der Schrecken!“ wiederholte der Ritter blitzenden Auges. „Mein Sohn von euern meuchlerischen Dolchen erschreckt? Nein, er fürchtete sich niemals und kann sich

niemals
Dieser S

„Se

gefellten
Wir

Erland
Pater m

Kaur

ling Kun
wirklich

zuführen

Das

den Hän

zu Füße

ihr An

Herz, V

ihrer K

Aff

ihr dre

Häuptl

„G

„Ist es

Häuptl

schimp

Singo

unser

das d

„G

schneid

verge

„

Leib;

einan

ihn i

niemals fürchten. Wehe, daß der Eid meine Hand bindet! Dieser Schimpf sollte sonst euer Blut kosten!"

"Ich finde wahrscheinlicher, daß Zorn die Kraft des gefesselten Knaben erschöpft hat," bemerkte der Mönch. —

Wir wollen jetzt mit wenigen Worten berichten, daß Erlaud zum Schloß heimgebracht wurde und Ritter und Vater mit den aufgebotenen Leuten nach Haus zurückkehrten.

Raum waren sie abgezogen, und kaum hatte der Häuptling Rundschafter entsendet, um zu erfahren, ob der Abzug wirklich stattgefunden habe, als er befahl, Singoalla vorzuführen.

Das Mädchen, das bis jetzt vergeblich gekämpft hatte, den Händen der Weiber zu entgehen, stürzte ihrem Vater zu Füßen. Ihr langes Haar flog in wilder Unordnung; ihr Antlitz blutete von Schrammen, welche ihr die alte Hexe, Assims Mutter, mit den Nägeln beigebracht hatte; ihre Kleidung war zersezt.

Assims Mutter und die andern Weiber liefen hinter ihr drein und stellten sich unter wüstem Geschrei um den Häuptling, und die Männer scharten sich ebenfalls zusammen.

"Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" schrie Assims Mutter. "Ist es so weit gekommen, daß der Sohn des verstorbenen Häuptlings von der Tochter des lebenden Häuptlings beschimpft werden darf? Ist Assim nicht gut genug für deine Singoalla? Warte! . . . Unser Geschlecht ist mächtig . . . unser Geschlecht ist ein Häuptlingsgeschlecht, ebenso gut wie das deine!"

"Schweig, altes Weib," sagte der Häuptling, "oder ich schneide dir die Zunge aus dem Hals! Habe ich jemals vergessen, was die Gerechtigkeit fordert?"

"Mein Vater!" rief Singoalla und umschlang seinen Leib; "der blonde Klingling ist mein Mann; wir haben einander auf Alafos Bild Treue geschworen; du kannst ihn nimmer von mir nehmen!"

"Sie spricht irre," sagte der Häuptling. "Wo ist Assim?"

„Hier bin ich,“ entgegnete dieser finster.

„Bringt einen Krug herbei!“

Der Krug wurde gebracht, und der Häuptling hob ihn empor. „Assim,“ sagte er, „ich gebe dir meine Tochter zur Ehe; zum Zeichen zerbreche ich diesen Krug . . .“

„Halt!“ rief Assim. — „Ihr wißt nicht, ob ich das haben will. Ich trage kein Verlangen nach einem Weibe, worin schon ein anderer gebissen hat.“

Die Augenbrauen des Häuptlings zogen sich zusammen und seine Lippen preßten sich aufeinander; aber die Furchen vor Assims Gesicht, dem Nebenbuhler seines eignen Vaters, die Macht und das Übergewicht in der Bande, richtete den Ausbruch seines Zornes nicht gegen Assim, der ihn so arg beschimpft hatte, sondern gegen Singoalla.

„Fort!“ schrie er und stieß sie von sich. „Ich will wissen, wie ein Häuptling die Gerechtigkeit handhaben soll und verdammt sei die Zunge, die sich erhebt, mich untreu zu nennen! . . . Tochter, du hast den Abkömmling eines der zehn Fürsten beschimpft, die unser Volk aus der Lande seiner Väter, aus Assaria geführt haben. Du wachtest dich zur Hausfrau Assims ausersehen und hast ihn zu einem Fremden verlassen. Wohl an, suche diesen Fremden seine Liebe oder seine Kälte, sein Erbarmen oder seinen Abscheu; aber suche nichts mehr bei uns. Du bist aus unserm Stamme verstoßen. Gehe zu deinem Fremden!“

Jubel von Assims Verwandten und Freunden, die einen großen Teil der Bande ausmachten, begrüßte diese Worte.

Der Häuptling hatte sich durch diese Ausflucht die bedrohte Gewalt über die Bande wieder gesichert; darauf war sie berechnet; aber auch Zorn hatte seinen Teil daran. Nun, als das Urtheil ausgesprochen war, fühlte er einen Stich im Herzen und erwartete, daß sich einige Stimmen in seiner Umgebung zu Singoallas Verteidigung erheben würden.

Aber alle jubelten, mit Ausnahme Assims, der sich

still verhielt, und zweier Spielgenossinnen Singoallas, welche hervortraten, Singoalla umarmten und weinten.

Sonst hörte man nur allgemeinen Beifall, der in des Håuptlings Seele schnitt.

"Unser Håuptling ist gerecht!" riefen die Männer.

Affims Mutter lachte, umtanzte Singoalla und wies mit Fingern auf sie; die andern Weiber, sowohl die älteren, die an Affim zu Gunsten ihrer eigenen Töchter dachten, als auch die jüngeren, welche Singoalla um ihrer Schönheit willen beneideten und die Gedanken ihrer Mütter billigten, riefen: „Gehe! . . . Fort! . . . Geh zu deinem Fremden!“ —

Singoalla strich sich die Locken aus der Stirn, wendete sich zu ihrem Vater und sprach:

„Ich werde gehen, mein Vater. Ich gehe gern zu dem blonden Jüngling; denn ich liebe ihn, und er liebt mich! Er ist mein Mann und ich bin sein Weib. Doch auch dich liebe ich, und wenn ich meinen Mann wiedererhalten habe, werde ich dich aufsuchen; denn nicht für immer kannst du mich verstoßen haben, der du so gut gegen mich gewesen bist!“

Singoalla wandte sich ab und ging aus dem Lager hinaus.

10.

Die Nacht.

Das Mädchen wanderte durch den Wald; sie folgte den Spuren, welche die Wagen ihres Volkes hinterlassen hatten.

Dämmerung lag über der Gegend, als die ermüdete, unerschöpfliche und zitternde Singoalla sah, daß sich die Thürme des Schlosses Ekü über die graue Oberfläche des Sees erhoben. Die Zugbrücke war aufgezo- gen, und Singoalla wagte nicht, ihre Gegenwart durch Rufe zu erkennen zu geben. Sie setzte sich auf einen Stein am Ufer, verbarg ihr Antlitz

in den Händen und weinte. Sie dachte an mancherlei, an des Vaters Zorn, den Hohn der Weiber, zumeist aber an das Wort von Affims Mutter: „Ich habe den Becher des Jünglings mit Gift gefüllt!“

„Sie log, ja sie log!“ sagte Singoalla zu sich selbst, denn sie wollte diesen unheimlichen Gedanken von sich abwehren.

Da wurde sie durch schleichende Schritte, deren Laut ihr scharfes Ohr auffing, aus ihrer traurigen Grübeleie gewacht. Sie sah mehrere Männer herankommen und stand auf. Die Männer stürzten herbei, um sie zu fangen und zum Schloßherrn zu führen. Sie hatten in ihr ein Weib wiedererkannt, das zur Bande der Heiden, Heiligtumschänder und Giftnischer gehörte, welche sie am selben Tage unter Führung des Ritters, ihres Herrn, und des Mönches verfolgt hatten.

Da ergriff Furcht Singoallas Herz und sie entfloh eilends in den Wald. Pfeile sausten von der Bogensehne; sie trafen nicht, aber Singoalla hörte ihr todflügendes Pfeifen. So schnell, als die leuchtende Brust zuließ, flüchtete sie tiefer in den Wald hinein. Noch lange hörte sie die Schritte und Rufe der Verfolger hinter sich, und es war doch vielleicht nur der Wind, der eben angefangen hatte, durch den Wald zu jagen. Zuweilen blieb sie entsetzt stehen; denn die Dunkelheit täuschte sie und ließ sie in jedem seltsam geformten Strauche einen Feind erblicken. Sie stieß dann einen Schrei aus und preßte die Hand an das klopfende Herz, floh dann gleich einer gejagten Hindin weiter, ohne zu wissen wohin. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, wodurch es noch dunkler wurde. Der Wind nahm an Heftigkeit zu und es begann zu regnen. Es stöhnte zwischen den Klippen; es raschelte in den Bäumen; es war als ob jeder Gegenstand in der Natur eine Stimme erhalten hätte, um Singoalla zu erschrecken und zu bedrohen. Wohl fielen die Regentropfen kühlend

auf ihre Stirn und gaben ihr Kraft, weiter zu eilen; aber zuletzt verließen sie Kräfte und Bewußtsein und sie sank unter einem Tannenbaum nieder ins Moos. Als sie wieder zu sich kam und sich umsah, wußte sie nicht, wo sie sich befand.

Die Dunkelheit hatte alles in einen undurchbringlichen Schleier gehüllt; der Sturm heulte und der Regen ergoß in Strömen aus den zerrissenen Wolken. Sie rief den Namen ihres Vaters, rief Erlands Namen; aber ihre Stimme erstarb unter den wilden Tönen der Nacht.

Da hörte sie in ihrer Nähe ein Geheul. „Das ist ein Wolf,“ dachte sie; „er heult vor Hunger, er mag mich zur Speise nehmen; denn mein Vater hat mich verstoßen und Erland ist von Affims Mutter vergiftet!“

Und Singoalla erhob sich und ging dahin, von woher das Geheul erscholl. Jetzt war es ganz nahe . . . Singoalla sah, wie sich unter einem Baume etwas bewegte; sie trat näher hinzu, fühlte eines haarigen Thieres Tatzn auf ihrer Brust und sank zu Boden. Das Tier stand über ihr, beschnupperte ihr Gesicht, leckte es und erhob ein fröhliches Gebell.

„Reck!“ rief Singoalla aus.

Es war der treue Hund, den ein Mann des wandernden Volkes außerhalb der Wagenburg an einen Baum gebunden hatte, kurz bevor der Verrat an Erland begangen wurde.

„Ach, guter Reck, du bist kein Wolf, du willst mich nicht sterben lassen!“ sagte Singoalla . . . „Aber du bist Erlands Hund und darum liebe ich dich.“

Singoalla gewahrte, daß der Hund angebunden war und löste ihn von dem Baume.

„Bleibe jetzt bei mir,“ fuhr sie fort und umfaßte seinen Hals. „Wisse, guter Reck, ich bin entsetzlich einsam, sehr ängstlich und so unglücklich. Mein Vater hat mich verstoßen, und Erland ist vielleicht tot. Sollte er auch noch leben, so werden wir einander doch nie wiedersehen;

denn sein Vater und seine Verwandten, ja alle weißen Menschen zürnen mir und wollen mich töten. Mein Vater ist ein Räuber und meine Freunde sind Giftmischer. Ach, guter Kest, ich bin einsam und sehr unglücklich!"

So sprach Singoalla und weinte. Aber Kest machte sich los und verschwand in der Finsternis. Auch er verließ sie; er verstand ja ihre Worte nicht und war zudem so hungrig, der arme Kest, und verlangte wohl nach seinem Herrn. Aber nein, er kommt schnell zurück und legt seinen Kopf auf Singoallas Schoß. Er wollte sich nur ein wenig bewegen, weil er so lange angebunden gestanden hatte.

Er blieb nun die ganze Nacht bei Singoalla, hörte geduldig auf ihre Klagen, als begreife er dieselben und leckte fleißig ihre Hände. Es war dies die einzige Weise, in welcher er ihr sein Mitgefühl ausdrücken konnte. Gegen Morgen sank Singoalla in einen unruhigen Schlummer. Ihr zarter Körper hegte vor Kälte und Ermattung. Durch Kests Wellen wurde sie geweckt; sie sah einen Mann vor sich stehen.

"Affim!" rief sie und richtete wirre Blicke auf ihn.

"Ja, es ist Affim, du unglückliches Kind," sagte dieser mit trauriger Stimme. "Ich habe dich die ganze Nacht gesucht."

"Was willst du von mir?"

"Dich retten, Singoalla, damit du nicht in die Hände der Weißen fällst. Du bist so einsam, unglückliches Kind. Du bist hungrig; siehe, hier ist Brot. Dich friert; siehe, hier ist ein Mantel! Steh auf, Singoalla. Wenn du Affim auch nicht liebst, so laß ihn doch dich retten. Du bist von deinem Vater verstoßen; ich aber kann dich nicht verlassen."

"Gehe von mir," sagte Singoalla . . . "du und deine Mutter, ihr habt Erland getötet. Du bist meinen Augen verhaßt." — — —

Affim schwieg und verbarg sein Antlitz in seinen Händen.

"Assim!" rief Singoalla dann hastig aus . . . "Du bist gut, ich will dich nicht von mir weisen; ich will dich lieben und dir folgen, wenn du mir bloß eine einzige Bitte erfüllst."

"Ich möchte ja für dich sterben und alles thun, was du verlangst, nur nicht dich verlassen!" rief Assim mit leisem Freudenschimmer in seinen dunkeln Zügen.

"Wohlan, so geh zur Burg und komm mit Erland zurück, aber wage nicht, ohne ihn zu kommen!"

"Dein Erland ist tot," sagte Assim, grausam von Singoallas Worten verwundet.

"Du lügst!" schrie Singoalla auf.

"Nein, als ich dich suchte, war ich auch in der Nähe des Schlosses und hörte die Leute sagen, daß er tot sei."

"Geh fort von mir und laß mich sterben," flehte Singoalla und lehnte ihr Haupt an den Stamm einer Eiche.

Assim stand unbeweglich; nur Seufzer hoben seine Brust.

Auch Singoalla verharrte still und regungslos, die Stirn gegen die harte Rinde der Tanne gepreßt. Endlich näherte sich ihr Assim, hob sie auf seine Arme und trug sie ein Stück Weges weiter.

Auf demselben Hügel, wo jüngst die Wagenburg gewesen war, hatte Assim zwei Pferde in Bereitschaft stehen. Er hüllte Singoalla in seinen Mantel, band sie aufs Pferd, faßte den Zügel, schwang sich auf das andere Pferd und ritt gen Süden.

Reck folgte Assim und Singoalla.

11.

Der Giftrank.

Als Affim sagte, Erland sei gestorben, sprach nicht Wahrheit aus seinem Munde, sondern Eifersucht und der Trieb, Singoalla zu retten. Aber Erland war dem Tode nahe und es bedurfte der höchsten Anstrengung seiner kräftigen Natur und der Heilkunst des Priors, um das Gift zu besiegen. Die Ursache der Krankheit wurde vom Prior erkannt, die Krisis stellte sich ein, und von dem Augenblicke an war Erlands Leben außer Gefahr. Die Nachwirkungen der Krankheit aber hielten lange an und waren schrecklicher Art.

Seine Seelenkräfte waren fast ganz erloschen, besonders die Erinnerung an das Vergangene. Kaum noch kannte er Vater und Mutter wieder. Der Mönch saß in den langen Tagen der Krankheit an Erlands Lager und zerstreute ihn durch Erzählungen und Sagen. Mit Mühe lauschte Erland den einfachen Geschichten und faßte kaum ihren Zusammenhang. Die Sagen, welche der Mönch vortrug, waren mit besonderer Absicht von ihm ausgewählt; sie handelten ausschließlich von jungen Rittern, die durch Berggeister und Zauberinnen bekehrt worden waren und aus giftgefülltem Horn Liebe und Vergessenheit des Vergangenen getrunken hatten. Diese Berggeister und Zauberinnen nahmen allmählich in Erlands Seele die Gestalt eines jungen und schönen Mädchens an, dessen Bild er anfangs entgegen lachte, das ihm aber bald geheimnisvoll und schrecklich vorkam.

Dieses Mädchen war Singoalla. Zuweilen entfuhr ihr Name seinen Lippen; doch das geschah gedankenlos, und der Klang dieses Namens, sonst so geliebt, drang dann, als ob er aus anderem Munde gekommen wäre, ganz fremd in seine Seele und erfüllte ihn mit Angst.

Er erinnerte sich nur verworren des erlebten Abenteuers im Lager des wandernden Volkes; er fühlte seine Arme gebunden und sah den Dolch gegen seine Brust gezückt. Aber die Hand, die den Dolch zu führen schien, war bald die eines finstern Mannes mit funkelnden Augen, bald die einer Zauberin. Und diese Zauberin war Singoalla.

Seine Phantasie spielte jedoch auch mit den Trümmern einer schöneren Vergangenheit: Er fühlte sich zuweilen zum Hügel am Bach versetzt und pflückte dort Blumen in der Gesellschaft eines Mädchens, das ihm hold und liebenswert vorkam.

Aber dieses Frauenbild trug nicht Singoallas, sondern Helena Ulfssar milde Züge. Es war dies nicht zu verwundern; denn Helena wachte oft an des Kranken Lager, und seine Augen spiegelten ihr Antlitz wieder.

Endlich war Erland soweit hergestellt, daß er ausgehen konnte. Auf den Arm seiner Mutter gestützt und geführt von der lichtlockigen Helena, wanderte er im duf-tigen Walde und atmete die frische Himmelsluft ein. Zu-fälligerweise, vielleicht auch aus Gewohnheit, ging er den Pfad, den er sich selbst zum Hügel am Bach, der Stelle der Zusammenkunft mit Singoalla, gebahnt hatte. Die Tanne auf des Hügel's Gipfel säufelte wie ehemals, der Bach plätscherte wie sonst; dieselben Blumen wuchsen dort wie zuvor.

Erland setzte sich an Ufers Rand; eine leise Erinnerung an etwas Liebliches, nun Dahingeschwundenes zog durch die Nebel seines Geistes und erfüllte seine Brust mit milder Wehmut. Er blickte auf, sah Helena an seiner Seite und führte ihre Hand an seine Lippen.

Der Ritter Bengt hatte beschlossen, daß Erland, wenn er einigermaßen wieder hergestellt sein würde, die Heimat verlassen solle, um in der Flut des Lebens Mut und Lebenslust zurückzugewinnen und sich im Kriege zum Manne und Ritter heranzubilden.

Niemand wünschte dieses sehnlicher als Erland selbst. Er wollte, wie die Krieger der Vorzeit, durch Heldenthaten Namen und Ehre erwerben. Die Sehnsucht des Jünglingsalters nach Abenteuer erwachte mit erhöhter Stärke in ihm. Der Sommer wurde unter Vorbereitungen auf die Reise zugebracht. Zwanzig Mann von des Ritters Untergebenen wurden ausgerüstet, um Erland zu begleiten. Er selbst wählte sie unter den kräftigsten Jünglingen der Gegend aus und übte sie täglich im Burghofe in den Waffen ein.

Der Herbst nahte heran, und jetzt nahm Erland Abschied und zog, reichlich mit Waffen, Pferden und Geld versehen, mit seiner kleinen Schar fort.

Ehe jedoch Erland das Schloß verließ, hatte er und Helena Eßsar einander Treue geschworen.

Als die Wogen des Meeres Erlands Schiff umtanzten und ihn immer weiter dem heimischen Strande entführten, geschah es zuweilen, daß sich seltsame Gedanken in der Brust des Jünglings regten. Der Name Singoalla hallte in seinem Gemüthe wieder und verwirrte es. Er verabscheute und liebte diesen Namen; in seinem Klange lag Liebe und Schwärmerei, Gift und Verzauberung.

Zuweilen erglänzten in seiner Erinnerung braune Augen, errötheten braune Wangen und wollten dem Bilde seiner Verlobten, der milden Helena, gleichsam trogen, daselbst mit ihrer Schönheit überstrahlen; Erland sagte dann:

„Entweiche aus meiner Seele, gottlose Erscheinung!“
 . . . rief nach günstigem Winde, stellte sich ans Ruder und steuerte seinen Kiel mit sicherer Hand dem Süben zu.

Zweiter Teil.

1.

Sorgbarn.

Zehn Jahre sind verflossen und viele Veränderungen haben in dieser Zeit stattgefunden.

Ritter Erland Mänesköld ist jetzt Herr des Schlosses Eö, Helena Alfay ist seine Gemahlin und trägt schon einen kleinen Erland an ihrer Brust.

Ritter Bengt und Frau Elfrida sind entschlafen. Als Erland von seinen Fahrten in fremden Landen, von Krieg, Blutvergießen und leerer Ehre übersättigt, zur Heimat zurückkehrte, ruheten schon beide in ihrer gemauerten Gruft unter dem Altare der Klosterkirche.

Aber Vater Henrik lebt noch, und so, wie er früher Ritter Bengt besuchte, so besucht er jetzt Ritter Erland und sitzt des Abends im Saale an dessen Seite und bespricht mit ihm die merkwürdigen Begebenheiten, die der Ritter im fremden Lande erlebt hat. Frau Helena lauscht den Erzählungen und lächelt ihrem kleinen Sohne zu; die Dienerinnen, von ihren Plätzen tiefer im Saale aus, hören auch zu, während sie die Spindeln drehen.

Erland fühlt sich glücklich bei seiner Gattin; aber seine Seligkeit ist nicht unvermischt — und welch irdisches Glück wäre das wohl? — Er hat im wilden Kampfgewühle sein Jugendfeuer entladen; männlicher Ernst, zuweilen in Trübsinn übergehend, ruht auf seiner Stirn. Er hat Leben und Menschen erprobt und sucht nun am häuslichen Herde in Ruhe und Vergessen seine irdische Zufriedenheit.

Doch in der Tiefe seiner Seele irrt ein Schatten, der

in seiner Finsternis seufzend, zum Lichte des Gedankens und der Empfindung hinaufsteigen möchte. Aber der Ritter verwünscht sein Seufzen und beschwört ihn wie einen bösen Geist, still in der Tiefe zu verbleiben; ihn ganz zu bannen vermag er nicht.

Dieser Schatten ist Singoallas Bild. Es folgt ihm in Kampf und Abenteuer, in Freud und Leid, in Zeiten erfüllter Hoffnungen und betrogener Erwartungen.

Erlands Erinnerung an das braune Mädchen hat sich gewiß geklärt, steht aber doch noch in unheimlicher Beleuchtung da, derjenigen gleich, die über der Heide liegt, wenn der Mond blutrot über den Horizont steigt. Sie ist fortwährend mit der Erinnerung an nächtliche Begegnungen im Walde, an Kirchenraub, Giftränke, Dolchstöße, Zauberei und heidnisches Wesen vermischt.

Gleichwohl muß er sich zuweilen eingestehn, daß er mit Liebe an diesem Bilde hängt. In solchen Augenblicken will er nicht in Helenas Augen schauen. Er reitet dann in den Wald, reitet weit, daß das Pferd von Schaum bedeckt ist, reitet lange, bis Nacht die Fluren deckt.

An einem Sommerabende, als der Ritter, von seiner düstern Stimmung erfaßt, in den Wald ritt, ereilte ihn ein Gewitter mit starken Regenschauern. Er suchte im Kloster Schutz, in dessen Nähe er gerade war. Der Bruder Pförtner, jetzt durch Alter so faßköpfig, daß die Tonsur für ihn überflüssig geworden war, öffnete die Pforte, grüßte den Ritter und benachrichtigte ihn, daß der Prior im Büchersaale sei. Der Ritter trat ein und fand seinen alten Lehrer, mit der Feder in der Hand, in einem Folianten schreibend ein Werk fortsetzen, das er schon vor zehn Jahren begonnen hatte. — Der unermüdbliche Fleiß trägt Sandkorn zu Sandkorn, bis der Berg vollendet steht: so wie die Zeit Sekunde zu Sekunde flüht und durch gesammelte Sekunden die Ewigkeit abbildet. — Der Raum war sich gleich geblieben, war dunkel und feierlich. Die

Birken beschatteten, wie früher, das grüne Bogenfenster und die Folianten lagen in ihren alten Fächern. Ja, das Zeichen, welches der Prior vor zehn Jahren in der letzten Leseunde seines Schülers bei „*Extremum hunc Arethusa mihi concede laborem*“ eingelegt hatte, fand sich noch im alten Virgil. Nur war der frühere Schüler kein Knabe mehr, sondern ein Mann mit ernster Stirn und bleichen, härtigen Wangen.

Der Ritter setzte sich an des Priors Seite. Das drau-
ßen tobende Unwetter, das wehmüthige Geriesel des gegen das Fenster schlagenden Regens gab dem Gespräche der beiden eine düstere Färbung. Sie sprachen über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, und als Erland in der Flut der Zeit nur das Wechselnde, Fliehende, Schäu-
mende und Verschwindende sah, verwies der Pater auf den Himmel und erinnerte an das Unvergängliche. Als Er-
land hinzufügte, daß er nirgendwo reines Metall in der Menschennatur gefunden habe, sondern immer nur mit Schlacken vermischt, sagte der Mönch: Staub ist Staub, und Geist ist Geist; doch auch hier im Staube soll der Geist herrschen; die Materie ist der Vergeistigung unter-
worfen; der Himmel wird zur Erde niedersteigen und eine neue Zeit für das Menschengeschlecht anbrechen.

„Glaubt Ihr das? frommer Vater!“ fragte der Ritter . . . „Dann ist es vielleicht der Baumeister, der jetzt über die Erde wandelt und den Boden für das neue Gebäude ebnet.“

„Was meinst du damit?“ fragte der Prior.

„Ich meine die Pest, den schwarzen Tod, die Beulen-
krankheit, die nun die Welt verheert. Früher habe ich Euch schon gesagt, was ich in Deutschland, Stalien und Frank-
reich sah, ja überall, wohin ich meinen Weg nahm. Als ich zur Heimat wiederkehrte, ließ ich einen Kirchhof hinter mir zurück, der alle südlichen Länder umfaßte und von Sam-
mer, Tod und Fäulnis angefüllt war. Die Menschen

starben, so wie die Saat unter der Sichel fällt. Von Ribbeck, der letzten Stadt, die ich im römischen Reiche sah, schiffte ich mich nach Ralmar ein; auf Lübeds Gassen lagen neuntausend Leichen, und ich habe von Städten reden hören, wo hunderttausend Menschen innerhalb weniger Tage dahinstarben. Ist es darum nicht der Baumeister, der über die Erde wandelt und den Boden für das neue Gebäude ebnet? Wird nicht bald die Reihe auch an uns kommen?"

"Miserere, Domine! Herr, erbarme dich!" murmelte der Mönch mit gefalteten Händen.

"Sehet," fuhr der Ritter fort und zeigte auf das Fenster, "sehet diese Tropfen, welche gegen die Scheiben fallen und in kleinen Bächen herniebergleiten; vielleicht sind die Wolken, aus welchen sie hervorgingen, von des Südens verpesteten Gegenden, wo sie den Gifthauch der verwesenden, die Erde bedeckenden, Leichen, einsogen, hierher getrieben; vielleicht sind diese Wolken des Würgengels Mantel, der über unserm Haupte flattert; vielleicht trägt jeder dieser Tropfen die Saat zur Vernichtung der Lebenden in sich. Wer weiß!" . . .

"Herr, erbarme dich!" flüsterte der Mönch aufs neue.

Die Dunkelheit im Saale wurde durch schwarze Wolken erhöht, die am Himmelsgewölbe aufzogen. Dann und wann fuhr ein Blitz durch den Himmelsraum und warf blendendes Licht in das Gemach. Es war, als ob Gott vom Himmel redete und die Stimme seines Bornes die unheimlichen Befürchtungen des Ritters bestätigte.

"Es giebt eine Sage," fuhr der Ritter fort, "nach welcher das Herannahen der Pest durch Gesichte vorherverkündet wird. Man sieht an dem bedrohten Ort, früh am Morgen einen Knaben durch das Stadthor eintreten. Er trägt einen Rechen in der Hand; führt er den Rechen vor einem Hause, so sterben darin viele. Zuweilen begleitet ihn ein Mädchen, das einen Besen trägt; kehrt es vor einem Hause, so sterben alle seine Bewohner. Doch

dies ist nur eine Sage; gewiß ist hingegen, daß die meisten Menschen das jüngste Gericht nahe glauben und darum ihr Eigentum an Kirchen und Klöster vermachen."

"Du hast wahr gesprochen," rief der Mönch aus; "es ist der Baumeister, der für das neue Haus den Boden ebnet. Erland, als ich dich heimkehren sah und den weißen Mantel mit dem roten Kreuze erblickte, der deine Rüstung umhüllte, sagte ich zu mir selbst: Siehe da einen Streiter, der sein Schwert der Ausbreitung des Glaubens, seinen Leib den Kasteiungen, sein Eigentum der Kirche und sein ganzes Ich dem großen Gott geweiht hat. Ich glaubte, du hättest das Gelübde eines geistlichen Ordensmannes abgelegt und wärest Mönch und Krieger zugleich. Ich freute mich darüber; denn so träumte ich mir deine Zukunft, als du noch ein Knabe warst. Das war das Ziel, welches du aus freien Stücken erstreben solltest. Nicht alles dieses hat sich erfüllt. Wohl hast du gegen die Ungläubigen in Litthauen gekämpft; aber du bist kein Mönch geworden und hast Weib und Kind. Wisse, junger Ritter, ein Gebäude wird aufgeführt, dessen Grundlage die Erde, dessen Dach der Himmel ist. Ein neuer, gewaltiger Arbeiter hat Hand ans Werk gelegt und fördert es im Rieselauf. Dieser Arbeiter ist die Pest, die jetzt unsere Erde verheert. Die Menschen, berichtetest du, vermachen allgemein ihr Hab und Gut den Kirchen und Klöstern; das Gebäude erhebt sich also Stein für Stein. Wer viel hat, dem wird viel gegeben werden. Der böse Elementargeist des Goldes kann nicht eher umgewandelt werden, bis ihn die Kirche in ihre Banden schlägt. Alles, alles, was irdischer Reichtum heißt, muß Heller um Heller in den Schoß der Kirche getragen werden. Ruhet dort erst alles, wo ist dann die Macht der weltlichen Fürsten? Wo ist der Reiche, der den Armen bedrückt, wo der Notleidende, der vergebens um Brot schreit, wo eine geistige Kraft, die nicht im Dienste Gottes entwickelt, wo ein Geistesfunken, der

nicht aus der Asche hervorgelockt und zum großen Lichte angefaßt, wo eine einzige Kindesseele, die nicht mit all ihren schlummernden Kräften zu einer vollkommenen Menschenseele herangebildet würde?

Wenn die Kirche alles besitzt, so wird alles gemeinsam, die ganze Menschheit eine Verbrüderung beim Liebesmahle am Tische des Herrn sein. Es wird keine Reichen, aber auch keine Armen mehr geben; das tausendjährige Reich ist dann da. Ja, möge es kommen! Amen! . . . Erland, das ist das Ziel, nach welchem ein über die ganze Christenheit ausgebreiteter Bund strebt. Das Haupt des Bundes ist unser heiliger Vater in Rom, und ich bin eines seiner geringsten Mitglieder, mit wenig Kraft, doch gutem Willen und großer Hoffnung."

Das Gewitter tobte indes noch immer fort. Es war nun finster, und der Prior entzündete eine Lampe. Ihr bleiches Licht konnte die grellen Blitze nicht verdecken, die öfters über den dunkeln Hintergrund des Fensters zuhren; sie goß ihren Schein auf des Mönches und des Ritters bleiches Gesicht.

"Folge mir zur Kapelle! Gottes Stimme spricht im Sturme. Laß uns beten!" So sprach der Mönch zum Ritter und stand auf. Erland folgte ihm.

Die Mönche wurden zur Kapelle berufen, die Wachlichte in den Armleuchtern entzündet. Am Altare auf den Knieen liegend stimmten die Mönche einen Gesang an, in dessen Tönen Gefühle zitterten, die in jedem Herzen vernommen wurden: Des Menschen Furcht vor der Übermacht der Natur, vor ihrem Zorn, ihrer dunkeln Zeugungskraft und unwiderstehlichen Zerstörungslust; doch auch des Menschen Vertrauen auf ein barmherziges Wesen, dessen Liebe auch in der Verwüstung gegenwärtig ist.

Der Glocken geweihtes Erz erklang und einte seine Stimme dem Gesange der Mönche; aber lauter und mächtiger als alles dröhnte der Donner und brauste der Sturm.

Als das Gebet beendet war, kehrte der Prior mit dem Ritter in den Büchersaal zurück. Die Glocken schlugen noch an; sie sollten so lange erklingen, als der Sturm anhielt, um das umwohnende Volk zum Gebete zu mahnen.

Der Ritter wollte jetzt heimkehren und sein Pferd aufsuchen, das er in Bruder Johannes Obhut gelassen hatte; im selben Augenblicke jedoch trat Bruder Johannes in den Büchersaal und meldete einen Knaben von fremdem, ungewöhnlichem Aussehen an, der den Prior zu sprechen begehre.

„Woher mag er in solchem Unwetter kommen?“ fragte der Prior verwundert.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Pförtner.

Prior und Ritter dachten sofort an die Erscheinung, von welcher man glaubte, daß sie die Pest ankündige.

Der Knabe wurde in den Büchersaal geführt und mit Bewunderung vom Mönche und Ritter betrachtet. Er war klein und zart und ungefähr neun Jahr alt. Das Wasser tropfte aus seinem langen dunkeln Haar; doch ein draußen im Kreuzgange abgelegter Mantel hatte seine braune Kleidung vor Nässe bewahrt. Seine Gesichtszüge waren schön; trugen aber zugleich ein solches Gepräge, daß man kaum glauben konnte, ein Kind vor sich zu sehen. Es lag so tiefer Ernst auf seiner Stirn, ein so düsteres Wissen und solch geheimnisvoller Glanz in seinen Augen, so viel stilles und geduldiges Leid auf seinen bleichen Wangen und in den Linien um seinen kleinen Mund, was nicht einen natürlichen, sondern einen übernatürlichen Einklang mit seinem kindlichen Gesichte bildete. Sein Gewand war, wie gesagt, braun, und von grobem Stoffe, gleichwohl solchen Schnittes, daß es von einer auf die Schönheit ihres Kindes stolzen Mutter angefertigt zu sein schien.

War es der Pestknabe? Nein, er trug ja nicht den unheimlichen Rechen. Nein, es war kein Scheinbild, sondern ein kleines Geschöpf mit Menschenblut in den Adern.

„Wer bist du?“ fragte der Prior und beleuchtete den Fremdling mit der Lampe.

„Ich heiße Sorgbarn.“

„Bist du weit in diesem schrecklichen Wetter gewandert? du armes Kind!“

„Ja.“

„Woher kommst du?“

„Weithen.“

„Sorgbarn, ein ungewöhnlicher Name! Bist du allein?“

„Ja.“

„Bist du ein Christ?“ fragte hastig der Ritter. Die Antworten, welche der Prior bis jetzt erhalten hatte, beunruhigten des Ritters Gemüth.

Der Knabe bejahte wieder.

„Kannst du den Namen Gottes und Christi aussprechen?“ fragte der Prior zu größerer Sicherheit.

„Gott und Christus,“ wiederholte der Knabe, beugte das Haupt und machte das Kreuzzeichen.

„Nun wohl,“ fuhr der Prior beruhigt fort, „sage mir jetzt dein Begehr und gieb mir auch bessern Bescheid, als bisher, über die Ursache deiner Wanderung, wie du hienher gekommen bist und wer deine Eltern sind. Dann wird man dich in die Klosterküche führen, damit du dich sättigst; ist das geschehen, sollst du ein Lager erhalten, worauf du bis zum Morgen ruhen kannst; denn müde und hungrig mußt du sein.“

Während der Pater noch rebete, leuchtete ein Blitz auf und rollte der Donner so heftig über ihren Häuptern dahin, daß Mönch und Ritter sich bekreuzten und das Miserere beteten; Sorgbarn jedoch stand ruhig, niedergeschlagenen Auges da.

„Komm zu mir und laß mich dich näher betrachten!“ sagte der Ritter.

Sorgbarn trat näher und sah dem Ritter in die Augen. Erland legte ihm die Hand aufs Haupt und seufzte

tief, ohne zu wissen warum. Er konnte den Blick nicht von des Knaben Zügen losreißen; sie erinnerten ihn an etwas Entschwundenes.

Während er das Antlitz des kleinen Wanderers betrachtete, begann wiederum der Schatten, der in der Tiefe seiner Seele irrte, zu seufzen, sich zu regen und hinaufzuverlangen nach den lichterem, von der Erinnerung hell beleuchteten Auen der Seele. Und mit unbewußter Heftigkeit ergriff der Ritter des Kleinen Arm, zweifelhaft, ob er das Kind an seine Brust ziehen, oder mit aller Kraft seines Armes von sich schleudern sollte. Aber der Knabe richtete einen Blick auf den Ritter, der zu sagen schien: „Laß meinen Arm, du thust mir weh!“

Die verlangten Aufschlüsse erhielt der Prior erst nach manchen und wiederholten Fragen. Er erfuhr Folgendes:

Sorgbarn hatte weite Wanderungen gemacht, war durch große Wälder, durch manche Städte und über weite Meere gekommen. Wie die Wälder, Städte und Wasser hießen, wußte er nicht. Er war auf Namen nicht neugierig, und hatte er auch welche nennen hören, so waren sie seinem Gedächtnisse wieder entfallen. Er war auf der Reise nicht einsam gewesen, sondern hatte Begleiter gehabt; welche, darüber gab er wenig Auskunft. Als der Prior hierüber Näheres wissen wollte, schwieg der Knabe, als ob er die Frage nicht verstanden hätte, und als der Pater sie wiederholte, blieb er ebenfalls stumm.

Von dem Ziele seiner Wanderung sprach Sorgbarn jedoch und versetzte sowohl den Prior als den Ritter in großes Erstaunen.

„Es ist meiner Mutter offenbart worden,“ so erzählte er, „daß es in dieser Gegend ein Kloster giebt, daß vor Jahren von Räubern geplündert wurde. Desgleichen ist ihr offenbart, die geraubten Schätze könnten durch mich wieder aufgefunden werden, wenn meine Mutter mit mir eine Wallfahrt nach dem abgelegenen Kloster unternehmen

wolle, wenn ein Ritter, der Herr der Gegend, mich zu seinem einzigen Diener annehmen, ich ihm hundert Tage dienen und auf der Matte an seiner Thür schlafen wolle. Dieses zu vollführen, sagte meine Mutter, sei ein gottgefälliges Werk; sie sagte ferner, daß sie sehr unglücklich sei und Gott ihr vielleicht das verlorne Glück zurückgeben würde, wenn die Offenbarung sich erfülle. Dann auch sagte sie, wir müßten alles für meines Vaters Seele vollbringen. Mein Vater habe schwer gesündigt, indem er ein heiliges Gelöbniß gebrochen. Meine Mutter war ob der Offenbarung sehr erfreut und zögerte nicht, sich mit mir auf den Weg zu begeben. Ich hatte auch noch einen andern Begleiter; doch jetzt bin ich allein. Ist dies das Kloster, wohin ich gesendet bin? Ist es von Heiden geplündert worden? Wohnt hier in der Nähe ein Ritter, namens Erland? So soll sein Name sein . . ."

„Der Gott, der dich auf deinem weiten Wege in seinen Schutz genommen hat, zarter Pilger, hat auch deine Schritte recht geleitet,“ sprach der Prior und betrachtete Sorgbarn mit Ehrfurcht. „Ja, dieses Kloster wurde vor zehn Jahren von Heiden geplündert, und der Ritter, den du suchst, ist hier. Dieser Mann ist Ritter Erland Bengtson Mänesköld. Es scheint, daß Gott in unserer Zeit ein Wunder wirken will; das Ende wird es lehren. Nicht selten hört man von gleich wunderbaren Geschichten und Offenbarungen reden. Erhielt deine Mutter die Offenbarung im wachen oder träumenden Zustande? du junges Kind!“

Doch Sorgbarn antwortete nicht auf die Frage; seine ganze Aufmerksamkeit war dem Ritter zugewandt. Er schüttelte den Kopf und sagte zu sich selbst: Nein, so ist er nicht; meine Mutter nannte ihn jung und schön und hartlos . . .“

„Was wollen deine Augen?“ fragte der Ritter, der bis dahin schweigend und die Stirn auf die Hand gestützt, dageessen hatte. Seine Stimme lautete streng, als er so fragte.

„Bist du der Ritter Erland?“ fragte Sorgharn.

„Ja, gewiß . . . und du, junger Landstreicher, wer bist du? wer dein Vater? wer deine Mutter? Du hast viel erzählt, doch dieses nicht. Deine Rede war lang und wand sich wie ein Aal; aber sie ist hingeflossen ohne Spuren zu hinterlassen. Wer bist du selbst? Von allem, was du vorgebracht hast, weiß ich doch nichts.“

Nun begann der Prior in wohlgewählten Ausdrücken dem Ritter vorzustellen, daß dies nicht die rechte Weise sei, einem Pilger zu begegnen, der so jung und wehrlos wie dieser, und in so wunderbarer Angelegenheit gekommen sei. Nicht nur des Pilgers und dessen Eltern, auch nicht allein des Klosters wegen, sondern vornehmlich, um zu sehen, ob Gott ein Wunder wirken wolle, sei es des Ritters Schuldigkeit, den Pilger in sein Haus aufzunehmen und ihn auf seiner Matte schlafen zu lassen. Wäre Irrthum oder Betrug im Spiele, so würde das bald, wenn nicht schon während, so doch gewiß nach Verlauf der hundert Tage entdeckt werden. Der Pater fügte hinzu, Sorgharn könne die Nacht im Kloster ausruhen, und wenn ihn dann der Ritter für die bestimmte Zeit in seinen Dienst nehmen wolle, so solle dem frommen Werke des Kindes durch ein Hochamt am folgenden Morgen die Weihe gegeben werden, dem beizuwohnen der Ritter und Frau Helena gewiß nicht versäumen würden.

„Wohlan,“ entgegnete der Ritter, „es mag so geschehen. Doch hätte ich nicht den Knaben Gottes und Christi Namen aussprechen hören, so würde ich ihn für einen bösen Geist, ein unheimliches Gespenst, für ein Blendwerk der Hölle, des Abgrundes halten. Sehet seine Augen! Sind es eines Kindes Augen? Spricht nicht das Unglück aus ihren tiefen Höhlen? Ich sage Euch, frommer Vater, daß Ihr morgen den Knaben reichlich mit Weihwasser besprengt!“

„Mir erscheint sein Antlitz einnehmend; ebenso wenig sehe ich etwas Böses in seinen Augen,“ entgegnete der Prior.

„Ich gedenke des Pestknaben,“ murmelte der Ritter; „möge dieser hier meinem Hause kein Unglück bringen!“

„Welch ein Gedanke! Sprich nicht so laut. Du betrübst den kleinen Fremdling.“

„Er hört mich nicht. Er singt seine Zauberlieder. Wer kann so singen, wenn der Donner rollt? Erbarme dich, o Gott! Welch ein Blic!“ . . .

In der That hatte der Knabe ganz und gar nicht die Unterredung der Männer beachtet, sondern sich mit einem eigentümlichen Spiele beschäftigt. Kinder pflegen ja schnell von Ernst zu Spiel und von Spiel zu Ernst überzugehen. Sorgbarn hatte einige Glasstückchen aus seinem Gewande hervorgezogen und sie vor sich auf den Boden gelegt. Er berührte sie so mit den Fingern, daß sie einen hellen Klang von sich gaben und sang dazu, ohne die Gegenwart der Männer zu beachten.

Sein Gesang war wehmütig und umfaßte nur wenige Töne, die eine einförmige und fremdartige Melodie bildeten.

Wenn die beiden Männer, statt miteinander zu reden, dem Gesange Sorgbarns hätten lauschen wollen, so würden sie in der Zwischenzeit, wo der Donner schwieg, folgende Worte, begleitet vom Klange der Gläserben, dem Rauschen des Regens und dem Schall der Glocken vernommen haben:

Die Sonne sinkt. Die Wolken wandern wehvollen Sinnes
Hin über schäumenbes Meer und finsterner Wälder Gebräus.
Auf einsamer Klippe schreit der Kranich;
Geschützt in den Klüften ruht der Falk;
Milde vom Jagen, birgt er den Schnabel
Im Flaum seiner Schwingen, von Schauern beschwert.
Die Sonne ging unter . . . Es dunkelt so tief unter Tannen und Föhren;
Regen rauscht nieder; im Bergmoos seufzet das Rinnthal.
Die Wolke löset ihr Leid in stürzenden Thränen,
Hält im Schoße den Sohn, und vergehet in Zähren mit ihm.

Diese Worte sang Sorgbarn; ehe er jedoch zu Ende gesungen hatte, erhob sich der Ritter, ging auf Sorgbarn zu und zertrat die Glasstückchen.

„Hörst du den Donner nicht?“ fragte er und erfaßte umsanft des Knaben Arm. „Willst du Gottes Stimme im Wetter verhöhnen? Hast du keine Sitte gelernt? Muß sich nicht der Fromme vor dem Blitz bekreuzen und sein Haupt beugen? Bist du ein Heide?“

Sorgbarn sah sein zertretenes Instrument an und dann den Ritter.

„Darf ich dir hundert Tage dienen, oder nicht?“ fragte er, als ob er den Zorn des Ritters nicht begriffen hätte.

Dieser ließ des Knaben Arm fahren und konnte kaum dessen Blick ertragen, antwortete jedoch:

„Du magst kommen; denn es gelüstet mich, zu sehen, wer du bist. Aber diese hundert Tage werden keine Festtage für dich sein, des sei gewiß! Du darfst auf meinem Teppich schlafen; aber du sollst auch wie mein Hund sein und mit Fußtritten belohnt werden. Finden sich dann die geraubten Klosterschätze nicht durch dich wieder, wie du vorgiebst, daß es deiner Mutter offenbart sei, so hast du noch Schlimmeres zu erwarten!“

Sorgbarn schien sich vor der Drohung nicht zu fürchten, sondern sich eher der Zusage zu freuen; denn etwas wie Freude schimmerte in seinen dunkeln Augen.

Der Ritter bot dem Prior gute Nacht; letzterer war über die Härte des Ritters gegen den kleinen Pilger recht betrübt und suchte durch größere Güte den Eindruck zu mildern. Als der Ritter gegangen war, führte der Prior den Knaben nicht in die Klosterküche, sondern an den Tisch der Mönche im Refektorium, setzte ihn bei der Mahlzeit zwischen sich und dem ältesten Klosterbruder und sprach mit den Mönchen von des Knaben Wallfahrt und dem ihm auferlegten Werke. Als die Brüder das vernommen

hatten, erwiesen sie Sorgbarn größere Ehrerbietung, als ältere Männer sonst Knaben zuzugestehn pflegen.

Nach der Mahlzeit wurde für Sorgbarn im Bäckersaale ein Lager bereitet, wo er, nachdem ihm der Prior gute Nacht gewünscht und ihn gesegnet hatte, der Einsamkeit überlassen blieb.

2.

Der Ritter und der Pilger.

Früh des folgenden Tages wurde in der Klosterkirche das Hochamt gehalten, wodurch der Prior Sorgbarns frommes Vorhaben einzuweihen beschlossen hatte.

Das Gewitter der verflossenen Nacht hatte die Luft gereinigt, und der Morgen war schön. Frau Helena wanderte an Erlands Arme zum Kloster, begleitet von allen Dienern und Dienerinnen des Hauses. Der Ritter hatte seiner Gemahlin von der Begegnung mit Sorgbarn, dessen Auftrage und seinem Versprechen, den Knaben aufzunehmen, erzählt. Gegen dieses Versprechen hatte Frau Helena um so weniger etwas einzuwenden, als es einem frommen Werke galt, wodurch Gottes Macht, vielleicht auf wunderbare Weise, offenbar werden sollte. Sie fühlte im Gegenteil eine brennende Begierde, den jungen Pilger zu sehen und freute sich herzlich, daß Gott ihr Haus ausersehen habe, der Schauplatz der Buße und des Dienstes des Knaben zu sein.

Als Frau Helena in die Kapelle trat und ihr der feierliche Gesang der Mönche entgegenschallte und sie unter den gebeugten Gestalten den Knaben entdeckte, der, mit weißen Gewändern angethan, schöner war, als die Cherubim, mit welchen ein Künstler die Wände des Gotteshauses geschmückt hatte, fiel auch sie aufs Knie nieder und mit ihr der Ritter und alles Volk, und vereinte ihre Stimme im Gebete

um den Erfolg des frommen Werkes mit dem Ambrosianischen Lobgesange, der feierlich, wenn auch von zitternden Stimmen gesungen, das Gewölbe erfüllte:

O rex aeternae domine,
Rerum creator omnium,
Qui eras ante saecula
Semper cum patre filius . . .

Das Rauchfaß wurde geschwungen, und lichte Wölken stiegen im Chore empor. Der Pilger kniete am Fuße des Altares und empfing den Segen. Der Prior faßte hierauf seine Hand und führte ihn zum Ritter. Frau Helena empfing ihn mit freundlichen Worten; der Ritter sagte nichts, sondern achtete darauf, daß Sorgbarn, so wie die andern, beim Verlassen der Kapelle seinen Anteil vom Weihwasser erhielt. Darauf kleidete sich Sorgbarn wieder in seine gewöhnliche Tracht und folgte, ein Gegenstand vieler neugierigen Blicke, seinen neuen Geleitern auf das Schloß.

Unterwegs ereignete es sich, daß ein langhaariger Hund, langsamen Schrittes und wie von Alter erstarrt, aus dem Walde gegangen kam, sich Sorgbarn zugesellte und dessen Hand leckte. Darauf witterte er den Ritter, stieß ein Geheul aus und wollte ihm gegen die Brust springen. Der Ritter wehrte ihn mit den Füßen von sich ab; als er aber das Thier näher ansah, rief er stehenbleibend aus: „Mein alter Reck! . . . Daß du noch lebst! Woher kommst du?“ Der Ritter streichelte den Hund und konnte sich in Gedanken nicht genug über dieses unerwartete Wiederfinden wundern; denn Reck war schon vor zehn Jahren verschwunden, und der Ritter glaubte ihn von dem fremden Volke gestohlen oder von den Wölfen verzehrt.

Der Ritter freute sich eigentlich nicht über die Rückkehr Recks; sie erfüllte ihn eher mit abergläubischen Gedanken und verband sich in seiner Seele mit Erinnerungen, von welchen er am liebsten befreit sein wollte. Reck jedoch folgte

getreulich den Schritten seines alten Herrn und wurde im Schlosse von den ältern Dienstleuten bewillkommnet, gab Anlaß zu manchem Gerede und nahm, trotz des jungen Hundegeschlechts Arger, seine alte Wohnung im Schloßhofe wieder ein.

Jetzt ist es wohl an der Zeit zu berichten, wie Sorgbarn seine Tage auf dem Schlosse zubachte.

Ritter Erland flügte sich nur widerwillig den neuen Anordnungen, die durch Sorgbarns Dienst veranlaßt wurden. Frau Helena erkor ihrem Manne ein besonderes Gemach im Turme zum Schlafzimmer aus und ermahnte ihn freundlich, aber dringend, sich nur von Sorgbarn bedienen zu lassen, wie übel es auch gehen möge; denn so war es ja in der Offenbarung vorgeschrieben. Gewissenhaft wurde darauf gesehen, daß nur Sorgbarn ihm den Becher füllte und seine Befehle ausführte. Doch war es dem Ritter keinesweges behaglich, den Becher aus der Hand des kleinen Büßers anzunehmen; ja, an den beiden ersten Tagen berührten seine Lippen den Rand des Pokales nicht.

Finstere Blicke, harte Worte wurden dem Knaben reichlich zu Theil; zuweilen geschah es auch, daß der Ritter seine Hand wie zum Schlage erhob; doch dann stand Sorgbarn wie gewöhnlich ruhig, schweigend und gesenkten Auges vor ihm, und der Ritter zügelte seinen Zorn. Am wenigsten konnte der Ritter des Knaben Augen ertragen; Sorgbarn wußte das und sah ihm deshalb selten ins Antlitz. Um seinem ihm aufgezwungenen Diener zu entgehen, hielt sich der Ritter mehr als sonst in Wald und Feld auf; er jagte, fischte, besuchte seine Untergebenen und sah ihren Arbeiten auf Aedern und Wiesen zu. Dann hatte Sorgbarn seine freie Zeit, die er benutzte, in den Wald zu gehen, wohin Kest ihn begleitete, oder einsam im Iden Turmkämmerchen zu verweilen, wo ihm ein vom Winde zerbrochenes Fenster Material zu einem neuen Tonwerkzeuge gegeben hatte. Zu diesem sang er seine seltsamen, wehmüthigen Weisen,

entsprungen aus der eignen Brust. Sorgbarn blieb hierbei ungestört; man glaubte ihn in der Einsamkeit der Offenbarung harren, wo er die geraubten Klosterschätze finden würde. In der Nacht ruhte Sorgbarn auf dem Teppich an des Ritters Thür, und der Ritter hörte in schlaflosen Nächten mit großer Ungeduld die Seufzer an, die der Brust des Kindes entstiegen.

An den Abenden, wenn der Ritter im Saale bei seiner Gemahlin weilte, war Sorgbarns Platz in einem entfernten Winkel. Frau Helena redete oft freundlich mit ihm; doch glänzte sein Angesicht nie vor Freude; nur an seinen Augen merkte Frau Helena, daß er ihr Wohlwollen verstand. Wenn dann der Ritter, wie er oft zu thun pflegte, seinen Sohn, den kleinen Erland, auf den Arm nahm, ihn auf seinen Knien reiten ließ und ihn herzte und küßte, unterdrückte Sorgbarn sein Schluchzen, ließ aber den Thränen freien Lauf, weil Thränen nicht gehört werden können und der Winkel dunkel war, worin Sorgbarn saß.

So kam der zehnte Tag des Aufenthaltes Sorgbarns auf dem Schlosse heran. Der Ritter war auf den See gerubert um zu fischen; Sorgbarn ging in den Wald. Als der Ritter vom Fischfang zurückgekehrt war und sich an die Mittagstafel gesetzt hatte, war Sorgbarn nicht zur Stelle; sein Platz war hinter dem Sitz des Ritters, um ihn auch bei der Mahlzeit zu bedienen.

„Ein achtsamer Diener und eifriger Blüßer, dieser Knabe!“ sagte der Ritter. — — „Wehe der armen Seele seines Vaters, wenn sie nicht durch andere überflüssigen guten Werke, als die des Sohnes, aus dem Fegefeuer erlöst werden kann!“

Raum hatte der Ritter so gesprochen, als Sorgbarn eintrat.

„Komm her!“ rief der Ritter, dessen Zorn geweckt war, schwer zu sagen, wodurch; — „bist du mein Diener, so mußt du auch deines Dienstes warten, du kleines Gespenst.“

Bei diesen Worten schlug der Ritter den Knaben so heftig ins Gesicht, daß er zu Boden fiel.

Frau Helena warf ihrem strengen Eheherrn wegen dieser Grausamkeit einen vorwurfsvollen Blick zu; aber Sorgharn stand auf, trocknete einen feuchten Glanz aus den Augen und zog unter seinem Leibrocke ein glänzendes Geschmeide hervor und reichte es mit brennenden Wangen dem Ritter hin.

Es war die goldene Krone des Marienbildes, vor zehn Jahren vom fremden Volke dem Kloster geraubt. Der Ritter erkannte sie und staunte. Frau Helena ergriff die Krone und brach in Jubel aus; der kleine Erland, der neben seinem Vater saß, streckte seine Ärmchen nach ihr hin, weil ihr Glanz seine Augen vergnügte.

„Wo hast du die Krone gefunden?“ fragte der Ritter.

„Im Walde,“ antwortete der Knabe.

„Hast du alles gefunden?“

„Nein, aber nach zehn Tagen werde ich mehr finden, und in hundert Tagen werde ich alles gefunden haben, sagte meine Mutter.“

Der Ritter schwieg und setzte seine Mahlzeit fort. Frau Helena umfaßte Sorgharns Arm, legte ihre Wange an die seine und sagte halblaut:

„Du kleiner Pilger, vergieb Herrn Erland! Er will dir kein Böses zufügen, aber er ist heftigen Sinnes.“

Bei diesen Worten brach Sorgharn in Thränen aus; auch der kleine Erland fing an zu weinen, wohl nur der Gesellschaft wegen. Er hatte Sorgharn lieb, weil dieser mit ihm spielte und große Geduld mit seinen Launen zeigte.

Da stand der Ritter auf, schleuderte den Stuhl über den Fußboden hinweg, verließ den Saal und stieg in sein Turmgemach. Sorgharn folgte ihm, weil ihm der Dienst dieses gebot, er fand aber die Thüre des Gemaches verschlossen. Er folgerte daraus, daß der Ritter allein sein wolle, setzte sich an der Thür nieder und wartete lange

Stunden. Erst gegen Abend trat der Ritter heraus. Er stieg zum Saal hinab, sprach wenig mit Frau Helena, aß zu Nacht und kehrte von Sorgbarn begleitet — so wollte es der Dienst — wieder in sein Schlafgemach zurück.

Das Tageslicht fiel spärlich durch das enge blinde Fenster in den Raum. Der Ritter betrachtete schweigend ein altes Schwert. Es war so still, daß man das Rinnen des Sandes im Stundenglase vernehmen konnte, das wie eine leise Stimme von Trost und Tod flüsterte.

„Fülle meinen Becher!“ gebot endlich der Ritter.

Sorgbarn goß etwas Abendwein in den Pokal und reichte ihn mit zitternder Hand und gesenkten Augen seinem Herrn dar.

„Das schmeckte gut!“ sagte der Ritter und stellte den Becher auf die Tafel zurück.

Darauf ging Erland zur Ruhe und Sorgbarn legte sich auf seine Matte. Sorgbarn gewährte, daß sein Lager weicher als sonst war und fand eine Decke darunter verborgen. Sich wundernd, wer sie dort hingelegt haben möchte — denn nur er selbst und der Ritter waren im Gemach gewesen — trug er die Decke beiseite; denn für seinen Dienst war das gewöhnliche harte Lager erforderlich. Der Ritter sah es, bemerkte jedoch nichts dazu.

Eine Zeit verging und man hörte nur die Sanduhr in dem Turmzimmer. Dann sagte der Ritter:

„Sorgbarn, glätte mein Kopfkissen!“

Sorgbarn erhob sich, richtete den Befehl aus und kehrte auf seine Matte zurück.

„Nun ruhe ich gut,“ sagte der Ritter.

Eine halbe Stunde verfloß und Sorgbarn glaubte schon den Ritter eingeschlafen, und da er wähnte, von dem Ritter nicht vernommen werden zu können, befreite er sein Herz durch tiefe Seufzer. Aber wie erschraf er, als die Stimme des Ritters fragte:

„Sorgbarn, schläfst du?“

„Nein,“ antwortete der Knabe.

Es wurde wieder still. Eine Stunde verfloß. Die unermüdbliche Sanduhr flüsterte wie immer von Trost und Tod. Sorgbarn lauschte dem Geflüster und glaubte es zu verstehen. Da hörte man wieder des Ritters Stimme:

„Sorgbarn, schläfst du?“

Die Frage klang so mild, daß sie einen süßen Nachhall in des Knaben Seele weckte.

„Nein,“ antwortete Sorgbarn und biß in die Decke, um sein Schluchzen zu ersticken.

„Sorgbarn,“ fuhr der Ritter fort, „warum schläfst du nicht? Kinder pflegen ja gern in der Nacht zu schlafen. Bist du traurig? Sorgbarn! Ach, ich bin hart gegen dich gewesen und habe dich mißhandelt. Armer, kleiner Pilger, einsam in der Welt, aber von Gott geliebt! Willst du mir verzeihen?“

Sorgbarn antwortete durch Schluchzen.

„Schlase jetzt, armes Kind!“ sagte der Ritter.

3.

Die Grotte.

Nicht wenig wurde Frau Helena durch den plötzlichen Wechsel in der Gesinnung des Ritters gegen Sorgbarn erfreut. Geduld und Milde, dachte sie, siegen über Zorn; gewiß auch hat Sorgbarns Auffinden der goldenen Krone, wodurch die Wahrheit der Offenbarung bestätigt ist, zur Besänftigung Erlands beigetragen. So glaubte Frau Helena.

Sa, der Ritter erwies dem Kleinen vom ersten Tage seines Aufenthaltes im Schlosse an größere Freundlichkeit, und dies wirkte so auf den kleinen Pilger, daß sein Wesen freier und sich selbst ähnlicher wurde. Er spielte in des

Ritters Gegenwart auf seinen Glasstücken und sang dazu unbestimmt, ob man ihn höre oder nicht. Er fühlte jetzt keine Bitterkeit, oder was es sonst sein mochte, wenn der Ritter seinen Sohn herzte; er sah Herrn Erland frei ins Auge und lächelte, wenn er ihm den Becher reichte. Aber täglich besuchte er den Wald in den Stunden, wann der Ritter seines Dienstes nicht bedurfte, und Red begleitete ihn fast immer.

Am zwölften Tage ereignete es sich, daß Pater Henriß zum Schlosse ging, theils um den kleinen Pilger zu sehen, den er liebte und mit größerer Ehrfurcht betrachtete, seitdem die wunderbar wieder aufgefundenene Krone das Bild der heiligen Jungfrau im Kloster schmückte, theils auch, dem Ritter den Inhalt eines, aus einem Kloster an der norwegischen Grenze eingetroffenen Briefes, mitzuteilen.

Als der Pater ins Schloß trat, vernahm er, daß der Knabe schon lange im Walde, der Ritter aber soeben heimgekehrt sei; er trat beim Ritter ein.

Des Priors Antlitz, sonst so ruhigen und zugleich lebhafsten Ausdrucks, legte jetzt deutlich Zeugnis von einer bedrückten und unruhigen Gemütsstimmung ab. Die beiden Männer trafen sich im Turmgemach.

„Eine schlimme Nachricht!“ sagte der Mönch, den Brief auf die Tafel legend und sich schwer in den Lehnstuhl setzend. „Dieses Pergament ist mir von meinem Bruder Benedikt, Prior zu Gudtorp, einem Kloster an der Grenze Norwegens, zugesendet worden.“

„Nun?“ fragte der Ritter.

„Du hast recht prophezeit . . . ich habe es gefürchtet . . . Dies! . . . Er naht uns mit schnellen Schritten, der Tag des Zornes Gottes, dies irae, dies illa . . . Die Pest ist im Lande und verbreitet sich rasch! Erbarme dich, großer Gott! . . . Wen kann es wundern, wenn jetzt auch das stärkste Herz erbebt!“

Ritter Erlands bleiche Wangen wurden bleicher, er

ergriff das Pergament, und sein Blick fiel auf folgende Zeilen:

„Der unheimliche Mörder ist durch ein englisches Schiff, dessen Mannschaft schon gestorben war, als es in den Fjorden trieb, zu der norwegischen Stadt Bergen gekommen. Er schont nicht Hoch, nicht Niedrig, weder Geistlichen noch Laien, nicht Reich noch Arm. In Nidaros ist der Erzbischof Arne und das ganze Domkapitel von ihm dahingerafft. Er ist von Thal zu Thal gewandert und hat alles Lebende vertilgt, nicht nur Menschen, sondern auch Hausthiere, das Wild und die Vögel des Himmels. Nun ist er hier. Parce, parce, cohibe flagellum, Domine Deus! Mein Kloster ist ausgestorben. Ich allein bin übrig geblieben. Die Leichen meiner Brüder verwesen vor der Klosterpforte; ich habe sie nicht begraben können. Von meinem Fenster aus sehe ich die noch Lebenden der Gemeinde in Prozession um die Kirche ziehen und Gottes Barmherzigkeit ansehn. Während der Zug schreitet, lichten sich die Reihen, mehren sich die Sterbenden und Gestorbenen rings herum. Jeden Augenblick betrachte ich meinen Körper und erwarte, die schwarzen Zeichen an demselben zu bemerken, die der Krankheit und des Todes Vorboten sind. Ich weiß, ich werde sterben. Gott sei meiner Seele gnädig! . . . Ein Mann, der sich einbildet, am Leben zu bleiben, wenn er die Fluren des Todes verläßt, wird diesen Brief forttragen; ich zweifle, daß er in deine Hände gelangen wird! Pax tecum!“

„Gott sei uns gnädig!“ sagte der Ritter mit tiefer Stimme. „Dieser Brief ist schon alt, vielleicht ist uns der große Menschenmörder schon ganz nahe. Schlimm ist es, in solchen Zeiten Weib und Kind zu haben!“

„Am besten ist's, nichts Irdisches zu lieben,“ sagte der Mönch; „dann schreckt des Todes Pforte nicht.“

„Ich habe die Pest ganz nahe gesehen,“ fuhr der Ritter fort; „habe in den südlichen Ländern zwischen Hügeln von

Leichen gewandelt, Kranke auf meinem Rücken getragen, ihren Odem mit dem meinen sich mischen gefühlt, und doch lebe ich noch."

"Unser Schicksal steht in Gottes Hand!" Dieser Gedanke nahm das Grausen hinweg, womit die Unglückskunde zuerst die Seele des Mönchs erfüllt hatte; er atmete wieder freier.

"Ja, Ihr habt Recht, frommer Vater, unser Schicksal steht in Gottes Hand. Wäre Sorgbarn, mein Mundschent hier, so könnten wir unsere Herzen durch einen Becher guten Weines erleichtern. Doch er findet sich wohl bald ein, da er seinen Dienst pünktlich versieht."

Der Ritter sah aus dem Fenster; sein Herz, das so hart gegen das eigne Gefühl angekämpft hatte, war jetzt Sorgbarn ohne Widerstand mit solcher Zuneigung ergeben, daß es sich immer nach ihm sehnte, sobald er fort war. Dieses Gefühl war geheimnißvoll und unerklärlich. Wohl waren Sorgbarns Augen Spiegel seiner Seele; doch kam es dem Ritter vor, als ob aus der Tiefe dieser Augen zwei andere hervorblickten, in welchen er zuerst mit Beben, dann mit Ruhe eine Ähnlichkeit mit Singoallas Augen erkannte. Zuerst bebeb; denn die Erinnerung an Singoalla war ihm eine heidnische, weil durch des Giftrankes körperliche und abergläubischer Sagen geistige Wirkungen mit Bildern von Kirchenraub, Mord und Zauberei vermischt, — weil mit dem Gedanken eines Eides verbunden, der zwar nur ein heidnischer, aber doch ein Eid war, welchen er gebrochen hatte, — weil mit der Vorstellung einer Wiedervergeltung vereinigt, welche dieser Eid auf sein Haupt herabziehen würde . . . dann ruhig, weil diese Erinnerung durch den kleinen Pilgrim gleichsam geheiligt wurde und der Ritter zu fühlen glaubte, daß er durch Güte gegen Sorgbarn wieder gut machen könne, was er unfreiwillig gegen Singoalla verbrochen hatte.

Doch wir verlassen den Ritter und begleiten Sorgbarn

auf seinem Wege im Walde. So schnell, daß sich seine bleichen Wangen röteten, war Sorgbarn unter den Tannen längs des Landsees Ufer hingeeilt, bis er an zusammenwachsene, steile Felsmassen gelangte, mächtige, durch Kräfte der Urzeit gesprengte Teile eines Berges, die wirr aneinander gelehnt oder übereinander gewälzt dastanden. Sorgbarn drang in ihre Irrgänge ein, kletterte bald auf, bald ab und erreichte endlich eine Grotte, wohin sich schwaches Tageslicht unter Felsplatten hinweg einen Weg suchte, die wie Dächer über die abschüssigen Granitblöcke geschleudert waren. Keck war, schnaufend vor Anstrengung, Sorgbarn gefolgt.

Die Grotte war bewohnt; ein Mooslager, mit Fellen der Waldtiere überkleidet, war längs der unebenen Wand aufgeschlagen. Ein flacher Stein in der Mitte der Höhle that Dienste eines Tisches; am Boden lag ein Bogen, ein Bündel Pfeile, ein Schwert und daneben, auf einem Haufen Kohlen und Asche, gefengte Zweige.

Zwei Gestalten befanden sich in dem Halbdunkel, als Sorgbarn mit Keck eintrat: ein Mann, hager, schwarzbrannt, aus hohlen Augen trübte um sich blickend und ein Weib, dunkel und abgemagert wie der Mann. Beide schwiegen und stierten vor sich hin.

Unfägliches Leid sprach aus jedem Zuge dieses Frauenantlitzes; verzehrender Schmerz hatte die Linien ihrer Gestalt gezeichnet. Dennoch lag Schönheit, ein bleicher, hinfertbender Schimmer, über diesem Bilde des Kammers, eine wehmütige Schönheit, die an ihre eigne hervorragende Vernichtung erinnerte.

„Sorgbarn ist hier,“ sagte der Mann. Das Weib hatte die Schritte des Knaben nicht vernommen, nicht einmal bemerkt, daß Keck sich neben sie auf das Mooslager gelegt, wo er gähnte und sich streckte, als ob er sich da zu Hause fühlte.

Das Weib fuhr zusammen und sah auf. Sorgbarn

legte seinen Arm um ihren Hals, küßte sie auf Mund und Augen und Stirn, drückte seine Wangen an die ihren und sprach:

„Gute Mutter, ich bringe deiner Seele eine frohe Botschaft!“

Singoalla . . . denn dieses Weib war Singoalla, antwortete mit belebterem Antlitz:

„Eine frohe Botschaft? Willst du mir einen Sonnenstrahl geben? du Sohn eines grausamen Vaters! Du Schmerzenskind, du theures, geliebtes; gib ihn mir, laß ihn aber nicht wieder schwinden!“

Singoalla nahm Sorgbarns Hand und legte sie an ihre Stirn.

„Mein Vater haßt mich nicht länger!“ sagte Sorgbarn. Das war die Botschaft, die er bringen wollte.

„Assim!“ rief Singoalla dem dunkeln Manne zu, „hörst du? Erland haßt seinen und Singoallas Sohn nicht mehr!“

„Ich höre,“ antwortete dumpf der Mann; „die Kraft kann jetzt wirken. Laß sie bald wirken!“

„Er haßt dich nicht länger,“ wiederholte Singoalla mit grenzenlosem Entzücken. „Hat er dich Sohn genannt? Ahnt er, daß du sein Sohn bist? Sagt er nicht zuweilen, daß du Singoalla gleichst? Hat er nie vor dir meinen Namen genannt? Gewiß, er hat es!“

„Nein.“

Singoalla griff an die Stirn. „Nein?“ sagte sie leise; „ich sollte es wissen; . . . Sorgbarn, ist Frau Helena sehr schön? Liebkost der Ritter oft seine Gemahlin? Liebt er sie sehr?“

„Ja,“ antwortete das Kind.

Singoalla wandte ihr Gesicht weg und barg es gegen den kalten Felsen.

„Laß die Kraft wirken,“ hörte man Assim sagen.

„Sei nicht traurig, Mutter,“ bat Sorgbarn und er-

neute seine Liebkosungen, bis Singoalla ihm wieder ihr Antlitz zukehrte.

„Wohlan!“ rief Singoalla aus und erhob sich; „die Kraft mag wirken! Sorgbarn, du sollst deinen Vater zu mir führen!“

„Gott gebe mir Kraft dazu!“ antwortete der Knabe.

„Du besitzt sie,“ sagte die Mutter; „du hast die Kraft, welche Alako seinen Auserwählten verleiht und kannst durch sie große Dinge vollbringen. Du bist der Sohn der Glut des Südens und der Kälte des Nordens, der Sohn der Treue und des Verrates, des Heiden und des Christen, des Lichts und des Finstern Sohn; du bist das Kind der ersten Liebe und der ersten Jugendkraft! Armer Knabe! Warum bist du hier? Siehe, dein Vater ist ein Ritter, deine Wohnung müßte ein Schloß, deine Kleidung Sammet und Seide sein, und goldne Sporen müßten bei deinen Schritten klirren; aber du bist zur Trauer und nicht zur Freude geboren. Die Linien deiner Hand, die Wölbung deiner Stirn, das Gewebe der Abern deiner Augenlider, alles bestimmt dich zu Seufzern und Wehe. Deine Wange ist bleich wie die Blume, wenn sie in Dunkelheit erwächst. In Gram und Sorgen habe ich dich geboren; eine seufzende Brust hat dich genährt; dein Wiegenlied war Klage, der Kuß deiner Mutter bitter von salzigen Zähren. Sorgbarn, du sollst deinen Vater zu mir führen. Er hat mir auf Alakos Bild Treue zugeschworen; er ist mein; ich habe das Recht, sein Blut zu vergießen und ihm den Himmel zu verschließen, wenn sein und dein Gott mein Gott ist. Du sollst ihn noch in dieser Nacht zu mir bringen; er soll seines Verrates und seiner Grausamkeit wegen vor Gericht gezogen werden. O, wenn er ein Herz hat, wird er über deine bleichen Wangen weinen und ob der Qual deiner armen Mutter erschauern!“

„Ich will meinen Vater zu dir hingleiten,“ sagte Sorgbarn, „aber Assim darf ihn nicht töten!“

„Wie deine Mutter gebietet,“ bemerkte Assim trocken und stieß mit dem Fuße an das am Boden liegende Schwert. „Ich habe gelobt, der Sklave deiner Mutter zu sein; wenn gleich ihr meine Treue weniger kostbar ist als der Verrat deines Vaters.“

„Still!“ rief Sorgbarn; „bist du meiner Mutter Sklave, so mußt du schweigen.“

„Ich bin eines Fürsten Sohn und ihr Sklave,“ antwortete Assim.

„Nun verlasse ich dich, Mutter,“ sagte Sorgbarn. „Der Ritter erwartet mich; in der Nacht komme ich mit dem Vater zurück.“

„Siehe hier,“ sagte Assim, „da sind einige Samenkörner, die ich bei Vollmond gesucht habe, wirf sie in den Becher des Ritters, er wird dann leichter deiner Kraft gehorchen.“

Sorgbarn war unschlüssig.

„Nimm sie,“ sagte Singoalla. „Assim sammelt auch andere Körner als giftige.“

Bei diesen Worten schlug Assim die Augen nieder. — Sorgbarn nahm die von Assim gesuchten Samenkörner und sagte ängstlich:

„Noch ein Wort, Mutter. Ist dir offenbart worden, wo ich das nächste Mal eines der geraubten Kleinodien finden werde?“

„Ja, mir ist eine neue Offenbarung zu Theil geworden; ich werde dir nach acht Tagen die Stelle zeigen, wo du den Abendmahlskelch finden wirst.“ Singoalla küßte Sorgbarn; der Knabe lockte den eben eingeschlafenen Keck an sich, verließ die Grotte und eilte durch den Wald zum Schlosse zurück. Als er gegangen war, sagte Singoalla zu Assim: „Auf, nimm den Spaten und den Abendmahlskelch und grabe ihn unter die lose Baumwurzel ein, die ich dir an des Baches Mündung in den See gezeigt habe. Sorgbarns Seele darf nicht durch Lügen befleckt werden.“

Affim wälzte einen Stein fort, der eine Höhlung verdeckte, worin die geraubten Klosterschätze beisammen lagen.

Er nahm den Abendmahlsbecher, ließ das übrige liegen, schob den Stein wieder über die Höhlung, ergriff einen Spaten und eilte hinaus.

Mit diesen geraubten Schätzen hatte Affim sein Volk verlassen, nachdem er eine zeitlang dessen Häuptling gewesen war. Singoallas Vater war im Kampfe gegen ein Volk an der sandigen Küste Mittlands gefallen. Singoalla hatte Affim begleitet, und es hieß, sie wären Mann und Frau; aber sie waren es nicht; denn Affims Liebe wurde von Singoalla verschmäht, und so wurde er ihr Sklave. Sorgbarn aber glaubte, daß die goldene Krone durch Gottes Offenbarung wieder im Walde aufgefunden worden sei.

4.

Die geheime Kraft.

Sorgbarn kam ins Schloß zurück, als Prior und Ritter noch in düsterm Gespräche an der Tafel des Turmzimmers beisammen saßen. Sorgbarn füllte ihre Becher, und der Prior leerte den seinen mit Zuversicht, weil er ihm von einem so frommen Pilger gereicht wurde. Nach der Mahlzeit kehrte der Prior zum Kloster zurück. Weder er, noch der Ritter hatten mit Frau Helena oder den Hausgenossen über die unheimliche Kunde gesprochen, die von Norwegens Grenze gekommen war; denn man wolle niemand zu früh erschrecken.

Von Sorgbarn begleitet, ging Ritter Erland in sein Turmgemach, um der Nachtruhe zu genießen. Sorgbarns Herz bebt; er hatte Affims geheimnißvolle Körner in den Abendtrunk des Ritters gemischt. Sein Herz bebt, weil er vermittels dessen, was seine Mutter und Affim die ge-

heimliche Kraft nannten, den Vater zu der Mutter hingeleiten sollte.

Diese Kraft ist in unsern Tagen allgemein bekannt und dennoch ein nicht entschleiertes Räthsel. Die Doktoren unserer Zeit, die der Nervenfasern mikroskopische Verlängerung untersuchen, die Gesetze der Bewegung unserer Erde im unendlichen Raume und die des Wassertropfens in haarfeiner Röhre kennen, haben doch noch nicht vollkommen die Geheimnisse dieser Kraft erforscht.

Aber ehe Mesmer sie ans Licht zog, war ihr Dasein den Braminen Indiens und dem Volke von Affaria bekannt und von ihnen benutzt. Das Volk von Affaria forschte nicht, es wendete einfach die Kraft an, ließ sie sein, was sie war und noch ist: ein Räthsel.

Sorgbarn war in hohem Grade mit dieser Kraft begabt; das hatte seine Mutter erfahren. Als ihr Herz von Dual zerrissen wurde und der Schlaf ihr Lager floh, pflegte Sorgbarn mit seinen Händen ihr Antlitz zu streicheln; der Schlaf kam, und das Herz wurde zu einiger Stunden Ruhe eingewiegt.

Nun schläft der Ritter. Man hört es an seinen Atemzügen. Die Sanduhr flüstert. Die Sterne blinken durchs Fenster ins Turmgemach. Sorgbarn erhebt sich vom Teppiche und schleicht lautlosen Schrittes an Erlands Lager. Das Herz des Kleinen ist in gewaltiger Erregung.

Unentzlossen hebt er die Hände; sie schweben wie Schatten über des Ritters Stirn und gegen seine Brust. Die Sanduhr flüstert immerfort, und die Sterne blinken durchs Turmfenster. Es ist still, selbst die Atemzüge des Ritters sind verstummt. Der Ritter ruhet gleich einem Toten auf dem Lager, und das Sternenlicht zittert auf seiner bleichen Stirn. Wie Schatten schweben Sorgbarns Hände über des Ritters Angesicht, sie schweben wie stille Schatten. Da richtet sich der Ritter in die Höhe; Sorgbarn fährt zurück,

stößt einen halbunterbrückten Schrei aus und wirft sich auf die Knie. Des Ritters Augen sind geschlossen.

„Herr Erland,“ flüstert der Knabe, „ich will dir nichts Böses zufügen. O zürne nicht!“

Der Ritter antwortete nicht.

Da merkte der Knabe, daß die Kraft gewirkt hatte; er erhob sich und sagte ruhig:

„Ritter, du sollst dein Lager verlassen und mir folgen!“

„Wohin willst du mich führen? Sorgbarn.“

„Du wirst es gleich erfahren.“

Der Ritter kleidete sich an, Sorgbarn ergriff seine Hand und verließ mit ihm das Gemach.

Sie stiegen die Turmstufen hinab und gelangten durch eine Hinterthür an den Strand, wo die Fischerboote des Ritters lagen. In dem kleinsten der Boote ruderte Sorgbarn den Ritter mit so leisen Ruderschlägen über das Wasser, daß der Wächter es schwerlich hören konnte, ergriff dann seine Hand und führte ihn in den Wald.

Die geheime Kraft wirkte nämlich so, daß sich der Wille des Ritters, so unbeugsam er auch sonst war, dem Willen des Knaben fügte, ja, mit demselben in Eins zusammenschmolz. Die Seele des Ritters las in Sorgbarns Seele, so wie der treue Diener den Augen seines Herrn ansieht, was dieser will, denkt und fühlt. Bald sollte die geheime Kraft noch tiefer wirken. Wie sich beim wachsenden Baume Jahresringe um den Kern bilden und in dem Maße abtrocknen, als sich neue um die alten legen: so wachsen um den Kern des menschlichen Wesens Jahresringe der Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, die, einer nach dem andern, veralten, während Ringe neuer Leidenschaften, Gefühle und Gedanken die welken und saftlosen umschließen. Doch die ältesten Jahresringe sind diejenigen, welche ihrem Kerne zunächst liegen; darum sind die Erinnerungen der Kindheit so süß, sie sind dem Innersten des Wesens am nächsten. Während nun der Knabe den Ritter zwischen den

Blumen des Waldes umherführte, drang die geheime Kraft immer tiefer von Jahresring zu Jahresring, in dessen Wesen ein und je weiter sie vordrang, belebten sich aufs neue die welken und vergessenen Leidenschaften, schwellten sie wieder von Saft aus der Wurzel der Erinnerung.

Erland wurde derselbe, der er vor zehn Jahren war, als er mit dem braunen Mädchen an Bachesrand Blumen pflückte.

Der im Abgrunde seiner Seele irrende Schatten stieg ins hellste Licht der Gefühle empor; Jugendliebe, das süßeste Gefühl, was sonst nie wiederkehrt, durchlebte sein Inneres, er dachte und empfand Singoalla.

"Sorgbarn," sagte der Ritter, als sie schon weit in den Wald gekommen waren, „laß uns etwas verweilen. Die Nacht ist so schön. Siehst du den Stern dort über der Eiche Krone glänzen? Ich liebe dich wie einen Sohn, als ob du mein kleiner Erland wärest. Ja, ich liebe dich noch mehr, du bleiches Kind und sehe in deiner Seele, daß du auch mich liebst. Es ist so schön, so frisch in der Nacht! Wohin führst du mich, Sorgbarn? Ich folge dir bis ans Ende der Welt!"

"Ich führe dich zu meiner Mutter."

"Wohnt deine Mutter im Walde?"

"Ja."

"O, daß du mein Sohn wärest! Bist du nicht mein Sohn?"

"Ich bin dein Sohn," antwortete Sorgbarn bestürzt, gerührt und verwirrt von diesen süßen Worten.

"Wer ist deine Mutter? Ist es Singoalla? Singoalla! . . . Singoalla!"

Der Klang seiner Stimme wurde weicher und weicher.

"Ja, meine Mutter ist Singoalla."

"O Gott," seufzte Erland und Thränen träufelten aus seinen halb geschlossenen Augen, „wie bin ich doch so glücklich! Geliebter Sohn, warum erkannte ich dich nicht so-

gleich? Du bist ein Fremdling in dem Hause deines Vaters gewesen und hast so viel von dem ungerechten Zorn deines Vaters gelitten! Doch ich lese in deiner Seele, daß du mich nicht hassest; du liebst mich und bist durch meine Worte beseligt. Komm, Sorgbarn, ich will zu deiner Mutter gehen!"

Sie setzten ihre Wanderung fort. Sorgbarn erschauerte in der Nacht . . . erschauerte vor Seligkeit: denn so kann es sein, wenn das Glück kommt, wenn es wie eine Flut von Sonnenlicht ein Auge trifft, das blind war und plötzlich sehend wird . . . erschauerte von einem unheimlichen Gefühl: denn der Ritter war so bleich, so verändert und seine Stimme so geisterhaft. Es war wie ein Blendwerk als ob eine fremde Seele aus seinem Munde gesprochen hätte.

Sie blieben vor dem Felsengeklüfte stehen. Sorgbarn faßte seines Vaters Hand und führte ihn in das Labyrinth.

Ein Feuerschein leuchtete auf und verschwand wieder; eine Felswand verdeckte ihn zuweilen; aber bald zeigte er sich von neuem. Dieser Schein kam aus der Grotte.

"O, ich zittere," flüsterte der Ritter, "wohnt die Geliebte meines Herzens in diesen Felsen?"

Die Schritte des Ritters und seines Führers hallten durch die Grotte und verflündeten den Bewohnern der einsamen Stätte das Nahen der Erwarteten. Singoalla saß auf dem Mooslager; der Feuerschein zuckte auf und nieder an den feuchten Felswänden und breitete eine trügerische Röthe über Singoallas Wangen.

Affim saß mit gekreuzten Armen an seinem alten Plage; er hatte das Schwert an einer Felsenplatte geschärft, und es hing nun entblößt an seinem Gürtel.

"Horch!" flüsterte Singoalla, die vom Beginn der Dämmerung an gelauscht und gewartet hatte; "horch! sie kommen. Affim, geh, geh!"

Affim stand auf.

„Ich werde im Schatten stehen bleiben,“ sagte er; „wenn du willst, daß er sterbe, so schüre das Feuer, das soll das Zeichen sein. Mein Schwert ist scharf, meine Hand sicher; ein unerwarteter Hieb soll den Eisbären fällen.“

„Gehe, geh!“ flüsterte Singoalla. Assim verschwand.

Im nächsten Augenblick trat der Ritter mit Sorgbarn ein. Singoalla stand vor Erland. Sie betrachtete ihn . . . Wer kann einen Blick wie diesen schildern? . . . Ein Leben mit all seinen Schicksalen, seinen Freuden und Schmerzen, mit dem ganzen, dem reichen Schatz seiner Leidenschaften und Gefühle kann sich in einen Blick zusammendrängen, so wie die Linse alle Sonnenstrahlen in einen Brennpunkt sammelt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft können in einem Blick verschmelzen. In Singoallas Blick verschmolzen sie zu einer einzigen stolzen, zermalmenden, doch bebenden Frage. Es war die Frage ob Erinnerung oder Vergessen, ob Liebe oder Haß, ob Thränen oder Blut. Der Ritter empfand auf seinem halbgeschlossenen Augenlide ein brennendes Gefühl dieser Frage ihres Auges.

„Singoalla!“ hörte man Erlands Stimme sagen. . . .

Der Ton, worin der Name ausgesprochen wurde, beantwortete alles, was Singoalla gefragt hatte. In ihm erklang Erinnerung, Liebe und Bitte um Verzeihung. Wie konnte sie ihn da mit Vorwürfen, wie Meineid, mit Worten, wie Rache und Tod zerschmettern? Singoallas Haupt sank auf die Brust herab; die Wehmut ihrer Stirn barg sich in den magern, durchscheinenden Händen.

„Singoalla!“ wiederholte Erland, und Thränen drängten sich unter den Wimpern hervor.

Singoalla antwortete nicht, sie stand gleich einer Bildsäule da; doch ihre Brust und ihre Seufzer verrieten Leben.

Der Ritter hob Sorgbarn auf seine Arme und trat Singoalla einen Schritt näher. Ihre Häupter neigten sich gegeneinander, und Erlands braune Locken mischten sich,

wie ehemals, mit den schwarzen, Singoallas Stirn umflutenden Wellen.

Es ist still in der Grotte. Wo ist nun die Dual, der Zorn? Wo sind die bittern Erinnerungen, die drinnen wohnten, wo die unheimlichen Seufzer, die dort wiederhallten, die wilden Rufe, welche sich aus Singoallas Herzen rangen, wenn ihr der Verzweiflung Last unerträglich ward? Jetzt hörte man nur sanftes Schluchzen. Erland umfaßt Singoalla und flüstert — sie hört nicht was; aber es klingt, wie wenn sich ein Windhauch in der Birken Krone zur Ruhe wiegt.

Draußen vor der Grotte glänzen Affins Augen. Er knirscht mit den Zähnen vor Schmerz. Er will Singoallas Glück; doch dieses Glück schauen, ist für ihn, den Berschwächten, ärger als Feuertob.

Singoalla streift die Hände über Erlands Gesicht; flüsternd, mit Thränen in den Augen, fragt sie zärtliche, wunderliche Fragen: „Wie bist du so bleich, Erland? Warum welkten die Rosen deiner Wangen? Wohin floß deine Jugend? Mir träumte, du wärst noch siebzehn Jahre alt. Hast du gelitten, Erland?“

Erland fragte zurück: „Wo warst du so lange, Singoalla? Denkst du an den Ort unseres Glückes, wo die Tanne säuselte und der Bach murmelte? Ach, die Tanne säuselt, der Bach murmelt noch; das Vergangene ist wiedergekehrt, und wir sind wieder jung. Komm, Singoalla, laß uns spielen und am Rande des Baches Blumen pflücken. Die Stunde der Zusammenkunft ist da; des Himmels Sterne blinken! Siehst du sie nicht?“

Erland ergriff Singoallas Hand und führte sie aus der Grotte. Raub denkend, nur selig empfindend, folgte ihm Singoalla. Sie wanderte mit gesenkter Stirn in schwärmerischem Traume an ihres Ritters Seite. Sie sah nicht die Sterne und nicht die Bäume, unter welchen sie wandelte. O, endigte doch niemals diese Seligkeit! Möchten

sie spielen am Bachesufer und dann sterben, ehe der Morgen kommt mit seinem kalten Lichte und seiner grausamen Wirklichkeit.

Nacht, Traum, Schwärmerei, wankende Schatten, blinkende Sterne, Unbestimmtes, Unbegrenztes und Zusammenfließendes, süßer Irrwahn, im Schoße der Dunkelheit gehoren — o, was ist die Sonne mit ihrem goldnen Schein, der Tag mit seinen deutlichen Gegenständen, seinen kalten Wahrheiten gegen euch! . . .

Sorgbarn begleitete Vater und Mutter. Des Kleinen Antlitz glänzte. Eine unbekannte Kraft regte sich in seiner Brust und zwang ihn zu singen. Der Gesang lautete, als sei er nur für durch die Nacht schwebende Geister bestimmt. Sie kamen zum Hügel am Bach; er lag unweit der Grotte.

Erland und Singoalla setzten sich am Fuße des Hügels ins Gras nieder, da, wo sie früher so oft geruht hatten. Aber spielen und Blumen pflücken konnten sie nicht, sie ruheten wie betäubt, einer an des andern Schulter; sie konnten nicht sprechen, nur seufzen und halb wachend, halb träumend, einer des andern Gegenwart empfinden.

Sorgbarn setzte sich an des Baches Ufer, betrachtete die sich spiegelnden Sterne und sang zu ihnen empor.

So gingen die Stunden dahin, und die Sterne erloschen im Nebel des Westens. Graue Dünste mischten sich mit der Finsternis, und der Boden wurde feucht vom Morgenthau.

Da trat Sorgbarn auf seinen Vater zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Die Nacht verrinnt; stehe auf und folge mir!“

Der Ritter erwachte schmerzlich aus seinem Halbschlummer, gehorchte aber; denn sein Wille war dem Sorgbarns unterthan.

Sorgbarn mußte so handeln, weil Mitternacht längst vorüber war und die geheime Kraft, wodurch Sorgbarns

Seele der des Ritters gebot, zu erschlaffen anfang. Sorgbarn fühlte dieses an der Kälte und Mattigkeit seiner Glieder.

„Mutter,“ sagte er zu Singoalla, „komm! Ich bin matt und mich friert. Wir müssen eilen. Nimm Abschied, liebe Mutter! . . . Wir müssen eilen!“ wiederholte er ängstlich.

Singoalla erhob sich.

„Leb wohl,“ flüsterte sie dem Ritter zu.

„Nein, nein,“ sagte Ritter Erland, „hier wollen wir ewig bleiben! Hier ist es lieblich zu sein!“

„Wir werden uns wiedersehen! Lebe wohl!“

„Fliehe, Mutter,“ bat Sorgbarn; „verweile nicht!“

Singoalla enteifte. Der Ritter streckte seine Arme nach ihr aus.

„Komm,“ sagte Sorgbarn, „du mußt mir folgen, Vater!“ Und Sorgbarn faßte seine Hand, und er mußte ihm folgen.

Siligen Schrittes kehrten sie zum Schlosse zurück, ruderten über das Wasser, stiegen die Treppen hinan und traten ins Turmgemach.

„Lege deine Kleider ab und schlaf!“ befahl Sorgbarn.

Der Ritter gehorchte. Sorgbarn hüllte sich in seine Decke, legte sich auf die Matte nieder und entschlief bald.

Die Sanduhr rinnt flüsternd; die erbleichenden Sterne blicken ins Gemach; der Ritter schläft auf seinem Lager und der Pilger auf seiner Matte.

Eine Stunde später beginnt es zu tagen; die Vögel stimmen ihr Lied an; die Diener des Schlosses erwachen, und vom Walde her erklingt schon die Art des fleißigen Anbauers.

5.

Tag und Nacht.

Der Ritter erwachte schweren Hauptes. Auch Sorgbarn erwachte bald nach ihm, recht matt, aber mit einem Nachklangen des Glückes dieser Nacht in seiner Seele: „Vater!“ wollte er schon zu Herrn Erland sagen; denn er erinnerte sich wohl der Worte väterlicher Liebe, die der Ritter in der Nacht zu ihm gesprochen hatte. Doch das Wort „Vater“ erstarb ihm auf den Lippen, als er aufblickend den düstern Ausdruck in den Zügen des Ritters gewahrte. „Verdammt!“ murmelte der Ritter, „ich habe diese Nacht einen gräßlichen Traum gehabt. Böse Geister haben mich geplagt. Einer derselben trug deine Gesichtszüge, Sorgbarn!“

Herr Erland kleidete sich schnell an und eilte hinaus, um sich in der Morgenluft zu erfrischen. Er war den ganzen Tag hindurch düster, sprach nur wenig mit Frau Helena, noch weniger mit Sorgbarn, herzte gar nicht seinen kleinen Sohn, schalt aber destomehr die Diener des Hauses.

Gegen Abend ritt Herr Erland aus; Sorgbarn begab sich eiligst zur Grotte im Walde. Singoalla saß dort mit strahlendem Antlitz, noch berauscht von den Erinnerungen der Nacht. Assim kochte die Speisen in einem Kessel am Feuer; er sprach nicht. Singoalla schloß Sorgbarn in ihre Arme, bedeckte ihn mit Küssen und fragte nach seinem Vater.

„Mein Vater!“ antwortete Sorgbarn. „Ach, ich wage heute nicht, ihn Vater zu nennen. Er ist zornig und sagte mir, ihm habe die Nacht gräßlich geträumt.“

„Sagte er, gräßlich geträumt?“ fragte Singoalla nachdenklich.

„Ja.“

„Das ist unmöglich! Er liebt mich ja! Unsere Väter wissen, daß sich der Mensch, bei dem die geheime Kraft

wirkt, so zeigt, wie er in seinem Innern ist. Ja, er liebt mich im tiefsten Herzen. O, diese Nacht, diese selige Nacht! Sorgbarn, du mußt mir heute Nacht meinen Ritter widerbringen; doch zuvor will ich mich ihm zeigen, damit du wissest, daß er mich zu jeder Zeit liebt. Komm, Sorgbarn; ich gehe zum Schlosse."

"Mutter!" rief Sorgbarn, "du machst dich unglücklich! Erinnere dich der Gemahlin des Ritters, der Frau Helena!"

"Sie!" . . . fiel Singoalla blühenden Auges ein. . . "Ich bin des Ritters erste und einzige Gattin, so wahr Gott im Himmel lebt! Er liebt sie nicht, es kann nicht anders sein! Sahest du, hörtest du denn nichts in der Nacht? Mich, mich allein liebt seine Seele! Ich gehe zu ihm!"

Umsonst waren Sorgbarns Bitten, vergebens seine Vorstellungen; sie ging. Sorgbarn folgte ihr weinend und flehend.

Sie ging, weil ein Zweifel, den sie widerlegen wollte, eine Eifersucht, der sie vergebens höhnte, in ihrem Gemüthe erwacht war. Assim nahm seinen Bogen und folgte ihr in einiger Entfernung.

Nach kurzer Wanderung kam Singoalla, von Sorgbarn begleitet, zu einem sanft ansteigenden Hügel, der auf ihrem Wege lag. Als sie oben angelangt war, blieb sie stehen; denn sie bemerkte dort unten den Ritter zu Pferde. Sein Antlitz war finster und drohend, sein Pferd mit Schaum bedeckt. Ein Bogen hing von seinem Sattelknopf herab. Auch der Ritter entdeckte Singoalla, hielt an, legte die Hand übers Auge und rief:

"Verdammtes Gespenst! . . . Heidnischer Zauber! . . . Verfolgst du mich sogar bei hellem Tageslichte!" . . . Und er ergriff den Bogen, spannte ihn, legte den Pfeil an und schoß.

Aber schon war Singoalla verschwunden; denn Assim war hervorgestürzt, hatte sie mit sich gerissen und den

Augen des Ritters entzogen. Dann spannte Assim seinen Bogen und eilte zurück, um den Schuß heimzuzahlen; doch nun war der Ritter nicht mehr da. . . .

Als Assim zurückkehrte, saß Singoalla im grünen Moose und stierte vor sich hin. Sorgbarn saß bei ihr, still, aber mit dem Wunsche zu sterben.

„Singoalla,“ sagte Assim, sich über sie beugend, „willst du, daß ich Erland töte? Ich habe einen giftigen Pfeil im Köcher und ziele gut.“

„Ich habe das Recht, sein Blut zu vergießen. Ja, töte ihn!“ sagte Singoalla.

Assim ging. Seine Augen leuchteten vor Freude. Auch für ihn gab es noch eine Hoffnung. Aber nur kurz war seine Freude; denn Singoalla rief ihn zurück. Er kam.

„Nein, Assim, du Freund giftiger Tränke und giftiger Pfeile,“ sagte Singoalla. „Noch nicht! Assim, nein, noch nicht!“ Sie legte nachdenklich den Finger an die Stirn. — „Sorgbarn soll heute Nacht den Ritter zu mir hergeleiten. Ich werde ihn richten, und lautet der Spruch: Tod! dann sollst du ihn töten, Assim . . . Ha!“ fügte sie hinzu und richtete sich stolz auf, „das lichtlockige Weib, seine blaugügige Helena besitzt ihn am Tage; aber mein ist er in der Nacht; dann ist er der Sklave der Kraft meines Kindes. Leb wohl, Sorgbarn. Ich erwarte dich und ihn in dieser Nacht. Diese Nacht wird über ihn Gericht gehalten werden.“

Des Abends Stunden wurden Singoalla so lang, als sie beim Scheine einer Kienfackel in der Grotte den Augenblick des Gerichts erharrete. „Sorgbarn, du Lust meiner Seele, deine Kraft wird doch meine Hoffnung nicht täuschen!“ . . . so sprach sie zu sich selbst. Zu Assim, der mit des Wahnwitzes Ruhe ununterbrochen sein Schwert an der Felsplatte wetzte, sagte sie: „Ja, schärfe nur!“

Aber wie lang wurden die Stunden dem kleinen Pilger! Wie unheimlich war der Augenblick, als der Ritter

seiner Kraft verfiel! Wie schrecklich war es ihm, als er an der Seite seines Vaters die nächtliche Wanderung durch den Wald unternahm!

„Sorgbarn, mein Sohn!“ so tönte es wieder von den Lippen des Ritters; aber dem Kleinen grauste bei diesen Lauten; es waren ja nicht Worte seines Vaters, sondern die eines trügerischen Geistes, der aus dem Munde des Vaters rebete.

„Sorgbarn! du weißt nicht, wie ich dich liebe!“ sagte der Ritter während der nächtlichen Wanderung.

„Nein, laß meine Hand! Du sollst mich nicht berühren! Ich will nicht dein Sohn sein!“

„Die Nacht ist dunkel, die Wolken segeln am Himmel . . . und du, Sorgbarn, redest Worte, die mein Blut gerinnen machen. Siehst du die Wolken am Himmel, mein liebes Kind?“

„Ja, es beginnt zu regnen. Beeile dich! Ich will dich zu meiner armen, unglücklichen Mutter führen.“

Der Regen fiel in Strömen. Es raschelte im Walde; kein Sternlein leuchtete auf dem einsamen Pfade; die Nachtvögel schrieten in den Klüften, und an der Seite des Knaben ging ein bleiches Phantom mit halbgeschlossenen Augen.

Sie kamen zu dem Felsenbruche. Sorgbarn hemmte seine Schritte, und neuer Schauer durchrieselte seine Glieder. Er dachte an Affims Schwert, an das wartende Gericht. Ja, er stand da und wünschte sich den Tod.

„Sorgbarn,“ sagte der Ritter, „gieb mir deine Hand. Du führst mich doch zu Singoalla?“ Böses Kind, ich will deiner Mutter klagen, daß du grausame Worte zu deinem Vater gesprochen hast.“

So drohte der Ritter mit schmeichelnder Stimme; Sorgbarn aber weinte.

„Warum weinst du, warum zürnst du mir?“ fuhr der Ritter fort. „Komm, Sorgbarn, gieb dich zufrieden; ich will dich nicht bei deiner Mutter anklagen.“

Und der Ritter wollte in die Schlucht eintreten. Aber Sorgharns Wille hielt ihn zurück. Der Knabe rief heftig aus:

„Nein, bleibe! Fürchtest du dich nicht, Herr Ritter?“

„Der Wind weht im Walde; doch wer fürchtet sich vor Wind und Finsternis!“ antwortete der Ritter. Du bist kindisch, Knabe.“

„Hörst du nicht, was der Wind zu dir spricht? . . . Das ist eine traurige Sage, und du müßtest dich fürchten.“

„Was sagt der Wind? Erzähle mir seine Sage. Ich lausche gern, wenn du deine Thränen trocknen und wieder fröhlich sein willst.“

Während der Ritter also redete, lehnte er sich gegen eine Steinplatte, lächelte, und erhob seine Stirn zum dunkeln Himmel.

Aus den Felsen huschte ein Schatten.

„Der Wind sagt: Meine Mutter gebar mich des Nachts auf einem Kirchhofe; sie suchte dort das Grab ihres Gatten; aber ihr Gatte war nicht tot.“

„Hörst du das den Wind erzählen, wunderlicher Knabe? Was sagt er denn jetzt?“

„Der Wind sagt: Mein Vater war ein Ritter, der die Welt durchzog, unsteten Sinnes und treulos.“

„Dann gleicht ja der Wind seinem Vater.“ . . .

„Meine Mutter suchte ihn und wanderte von Land zu Land, fand ihn aber nicht. Sie wählte, er suche sie und sei sehr unglücklich. Sie weinte viel um ihn; ihre Thränen fielen wie Thau auf die Wiesen und wie Regen auf die Berge.“

„Sagte das der Wind? Und was sagt er jetzt? Seine Stimme klingt unwirsch im Walde.“

„Der Wind sagt: Mein Vater war nicht unglücklich; er hatte meine Mutter vergessen und suchte sie nicht. Er liebte eine andere, die von Norden kam.“

„Der Wind hat einen treulosen Vater,“ sagte der Ritter.

„Aber hör, wie es im Walde klagt! Das ist wieder des Windes Stimme! Was sagt er jetzt?“

„Der Wind sagt: An seufzendem Busen wurde ich gesäugt, mit Klageliedern eingefungen. Meine Mutter ist sehr unglücklich.“

Der Ritter senkte die Stirn und legte die Arme über die Brust.

„Sorgbarn,“ sagte er, „der du des Windes Sprache verstehst, was kündet er jetzt? Denn er ruft und zittert und die Baumwipfel erbeben.“

Der Schatten zog sich näher an die Sprechenden heran. Sorgbarn antwortete:

„Der Wind sagt: Mein Vater wollte heut meine Mutter töten; er schoß einen Pfeil gegen ihre Brust; sie aber entfloß. Warum hassst du meine Mutter? Was hat sie gegen dich verbrochen? Antworte mir!“

Der Ritter senkte die Stirn gegen die Brust und fragte:

„Sorgbarn, sagte deine Mutter, es sei Nacht gewesen, als du geboren wurdest? Sagte sie, daß sie dich in den Grüften des Todes zur Welt brachte, als sie deines Vaters Grab suchte?“

„Ja.“

Des Ritters Brust hob sich.

„Der Nebel zerreißt,“ fuhr er fort, „und ich schaue in zwei Welten. Ich erinnere mich nun, wer ich bin, wenn die Sonne am Himmel steht. Ja, Sorgbarn, am Tage bin ich wahnsinnig. Ich wollte deine Mutter töten; denn am Tage hasse ich deine Mutter, weil ich dann wahnsinnig bin. Ich habe wegen meiner Untreue und Grausamkeit, wegen all der ihr zugefügten Qualen den Tod verdient. Sorgbarn, frage sie, ob sie mein Blut will. Es ist ihr Recht!“ Aber Sorgbarn antwortete:

„Hörst du, wie der Wind klagt: Kann ich meinen Vater in den Tod führen?“

Und Sorgbarn, dem vor Affins Schwert grauste, nahm

des Ritters Hand, um mit ihm zum Schloß zurückzueilen. Da trat der lauschende Schatten aus seiner Verborgenheit hervor.

„Fliehe,“ flüsterte er Sorgbarn zu; „Assim rast und lechzt nach Blut. Er lauert am Eingang der Grotte. Ich habe seinen Zorn geweckt und vermag nun nicht, ihn wieder zu besänftigen.“

Der Ritter erkannte die flüsternde Stimme, wandte sich und wollte Singoallas Gewand ergreifen, aber Singoalla rief ängstlich:

„Fliehe, Sorgbarn, Assim hört uns!“

Sorgbarn eilte hinweg, und der Ritter mußte folgen, obgleich seine Seele voller Qual war. Aber auch Singoalla — sie war es, die gleich einem Schatten erschienen war — folgte Sorgbarn, und als man eine Strecke von dem gefährlichen Felsenblock, wo der Tod lauerte, entfernt war, bat Singoalla Sorgbarn, stehen zu bleiben.

Der Ritter sank zu Singoallas Füßen nieder und umschloß ihre Knie; Singoalla beugte sich über ihn und streichelte seine Locken.

„Erland,“ sagte sie, „wir sehen uns jetzt zum letzten Male auf Erden. Leb wohl, mein Geliebter!“

„Muß ich sterben?“

„Nein,“ antwortete Singoalla. „Ich suchte dich heute Abend zu töten; aber da war meine Seele von Zorn und Verzweiflung verdunkelt. Du sollst leben, Erland; leben für dein Weib und deinen kleinen Sohn. Du liebst ja Helena und sie liebt dich . . . Dein kleiner Erland, o sprich! gleicht er dir oder der lichtlockigen Helena? Gern möchte ich ihn herzen!“

„Still!“ fuhr der Ritter auf, „rede nicht von Helena. Am Tage, wenn mein Sinn verwirrt ist, söhne ich mich wohl mit diesem Weibe aus; du aber, Singoalla, bist meine einzige, wirkliche Liebe, so wie du meine erste und rechtmäßige Gattin bist.“

„Betrüge mich nicht!“ flehte Singoalla. „Sprich nicht so, daß ich noch einmal Hoffnungen fasse, die nachher getäuscht werden und Zorn und Verzweiflung hinterlassen. Wurde ich nicht durch deine Worte verleitet, als Sorgbarn dich zum ersten Male zu mir führte? Ich glaubte, du liebstest mich jederzeit und es sei deine Seligkeit, mich zu sehen; ich beschloß deswegen dich aufzusuchen. Aber Entsetzen ergriff dich bei meinem Anblick, du zürtest und wolltest mich töten. Du hassest mich beim Tageslichte; lieben kannst du mich nur in der Nacht, wenn Sorgbarns geheime Kraft deinen Willen in Fesseln geschlagen hat.“

„In deinen Worten liegt Wahrheit, doch nicht die ganze Wahrheit; ich blicke jetzt klar,“ sagte der Ritter. „Ich bin nicht der Gleiche am Tage und jetzt, wo ich bei dir weile. Des Tages bin ich unglücklich und wahnsinnig; ja wahnsinnig; denn elende Mönchsfabeln haben für immer mein Hirn verwirrt, als ich unter den Wirkungen des genossenen Giftes krank darnieder lag. Das Böse, was Asfin und dein Vater mir zufügten, übertrug meine irre Seele auf dich. Du wurdest meinen Gedanken ein unverilgbares Schreckbild, und selbst dein Name, das süße Singoalla, klang mir unheimlich. Da kam ein Mädchen, meine Jugendfreundin, und wurde in der Krankheit meine Pflegerin. Ich wähnte sie zu lieben; doch das geliebte Weib warst immer du, meine Gattin, du allein. Du trugst eine Helenens Antlitz gleichende Maske; ich liebte niemals Helena, sondern dich in Helena, das fühle ich jetzt. — Singoalla, willst du mich nicht der Gerechtigkeit wegen töten, auch nicht wegen des gebrochenen Eides und der Qual, die ich dir zugefügt habe, so töte mich um meiner selbst willen: denn ich schreke vor dem kommenden Tage zurück. Ich will nicht zum Haß gegen dich, zum Wahnsinn erwachen. Du bist ja meines Wesens eigenstes Ich!“

Singoalla antwortete:

„Dein Meineid ist dir vergeben, du sollst darum nicht

sterben. Auch dürfen mich deine Worte nicht verleiten zu glauben, daß du Helena, wenigstens am Tage, wo du wahnsinnig bist, nicht liebst. Was thut's, ob du wahnsinnig bist, wenn du nur glücklich bist! Siehe ich kam in diese Gegend und sandte dir meinen Sohn, daß er deine Seele durch Sanftmut bezwinde, — denn auf eine unfreundliche Seele wirkt die geheime Kraft nicht — und dich dann zu mir führe. Ich wählte die Grotte zur Wohnstätte und erwartete dich elf Tage lang. Ich wollte dich vor meinem Tode noch einmal sehen und sprechen; ich fühlte, daß ich bald sterben werde. Das war es, was ich von Gott als Wiedervergeltung für all das ausgestandene Leid forderte, und diese Vergeltung hat mir der barmherzige Gott gewährt. Was will ich nun noch mehr für mich selbst? Schlimmer ist es, an Sorgbarn zu denken. Was soll aus ihm werden, wenn ich nicht mehr bin? Des Tages, wenn deine Seele feindlich gesinnt ist, hältst du ihn ja nicht für deinen Sohn! Doch Gott wird ihn schützen, wenn er seine Seele rein bewahrt. Außerdem weiß ich, er wird nicht lange leben. Geliebter, bleicher Knabe! ich habe es in den Linien deines Schicksals gelesen! . . . Mein Erland, wir müssen jetzt scheiden und für immer! Morgen beim Erwachen wirst du dich meiner wie eines schweren Traumes erinnern, dessen Eindruck des Tages Hauch hinwegflüht. Singoallas Bild wird deine Gedanken nicht mehr stören, ihr Name nie in deinen Ohren erklingen; sie ist für dich verschwunden, als ob sie nie gewesen. Sollte sie dennoch in einsamen Stunden in deine Seele zurückkehren, so denke an sie, nicht als an ein sich rächendes, heidnisches, auch nicht, als an ein trauerndes Weib, sondern erinnere dich ihrer als der Verzeihenden, die sich der Nacht voll Liebe freut, die du ihr in der Grotte und an des Baches Ufer schenkest. Dein Leben soll mit dem Helenas wie ein ruhiger Strom zwischen grünen Wiesen, unter kühlenden Schatten dahinfließen. Dein Erland soll aufwachsen

und die Freude deines Alters sein. Dein Haus soll lange bestehen und deines Gottes Segen darüber ruhen! Leb wohl, Erland!" fuhr sie fort . . . „Leb wohl, du Knabe am Bach! Leb wohl, du meine erste und einzige Liebe! . . . Leb wohl, mein Glück, mein Unglück! . . . Sei gesegnet, mein Gatte, meine Freude, mein Sonnenlicht, mein Geist, mein alles!"

Und Singoalla drückte, wie sie glaubte, den letzten Kuß auf Erlands Lippen und eilte hinweg.

Über Erlands Wangen strömten die Thränen; er rang die Hände und rief ihren Namen; aber sie war nicht mehr da, und Sorgbarns Kraft hielt ihn an der Stelle gefesselt.

Da brach Erland in solche Wehrufe aus, daß es Sorgbarn durch Mark und Bein schnitt. Der Knabe bebte; er fühlte seine Kraft entweichen, seinen Willen erschaffen und sein Herz zerfließen.

„Sorgbarn," rief der Ritter, „ich zerschmettere dich, wenn du mir nicht bei Gott schwörst, mich in der nächsten Nacht, ja, in jeder Nacht zu Singoalla zurückzuführen!"

„Ich schwöre!" seufzte Sorgbarn fast bewußtlos.

„Fort denn! . . . Laß uns zum Schlosse zurückkehren, ehe ich erwache. Ich fühle deine Kraft nachlassen; ich fühle, daß ich bald erwachen werde . . . Beeile dich! . . . Wir sind sonst verloren!"

Sorgbarn entfernte sich raschen Schrittes, und Erland folgte ihm.

Eine Viertelstunde später ruhte der Ritter auf seinem Lager und der Pilger auf seiner Matte.

Mit dem scharfgeschliffenen Schwerte in der Hand, stand Assim im Felsenbruche und lauerte vergebens auf sein Opfer.

Als Singoalla zur Grotte zurückkehrte, sagte sie nur:

„Der Ritter kommt nicht."

Da nahm Assim sein Schwert, schlug es in den Felsen,

so daß es beim Griffe abbrach, lief zum Strand hinab, ahmte die ganze Nacht den Ruf der Nachtvögel nach und rollte Steine von den Klippen in den See hinunter.

6.

Die letzte Nachtwanderung.

Sorgbarn hielt sein Wort. . . . Und Singoalla . . . die sich schon mit dem Gedanken an ewige Trennung und Tod ausgesöhnt hatte . . . ach, sie vergaß bald ihren Entschluß, als der Ritter in der folgenden Nacht wiederkehrte und sie zu bleiben ansetzte. Er sagte, am Tage gehöre er Helena und dem Wahnsinne an, in der Nacht wolle er Singoalla und der Seligkeit zu eigen sein.

Er nannte sie seine Gattin und bat sie, den Eid zu halten, den sie auf Alafos Bild geschworen, wenn er selbst auch durch böse Mächte getrieben worden sei, den seinen zu brechen. Wie süß waren nicht der Armen seine Liebesungen, deren alles er seit ihrer zartesten Jugend gewesen war! Wie schön waren nicht diese vom Geheimnisvollen durchlebten Nächte, wenn sie in der Grotte miteinander flüsterten, oder in unendlicher Sehnsucht Hand in Hand am Ufer des Baches saßen! Singoalla konnte nicht widerstehen; sie blieb und durchlebte die Stunden in schwärmerischen Träumen.

Am zwanzigsten Tage nach der Ankunft des Pilgrims auf dem Schlosse zu Elv, kam er mit dem Abendmahlskelche aus dem Walde zurück. Der Kelch wurde dem Prior übergeben, und man wunderte sich sehr über die Wahrigkeit der Offenbarung und die Kraft der Buße.

Allein mit Erland ging eine Veränderung vor, die jeden Tag sichtlicher wurde. War er sonst nur zuweilen unblutiger Gemüths gewesen, so war er es jetzt vom Morgen bis zum Abend. Er magerte ab; seine Augen lagen in

tiefen Höhlen; seine Wangen fielen ein; jeder Tag zog eine neue Furche über seine Stirn; jede Stunde goß Di in die unheimliche Glut seines Blickes.

Die Diener zitterten bei seinem Naben; Frau Helena wagte nicht mehr zu fragen, was ihm fehle; denn er schien zu ahnen, wenn eine solche Frage auf ihren Lippen schwebte und entfernte sich dann aus ihrer Gegenwart. Er war unempfindlich gegen die traurigen Blicke der Gattin, scheute ihre Liebkosungen und hatte für seinen kleinen Sohn keine Augen mehr.

Selten sprach er zu irgend jemand ein Wort.

Frau Helena eröffnete dem Prior ihren Kummer über Erlands Zustand und beriet sich mit ihm, was zu Erlands Rettung gethan werden könne; denn es war augenscheinlich, daß diese Schwermut den Ritter jähen Schrittes dem Grabe zuführte.

Der Prior beschloß, offen mit Erland zu reden und ihm eine Beichte aufzuerlegen.

„Lasset eine Sünde auf deiner Seele, mein Sohn? ... Aber was ist es, was dich so verzweifelt macht? Brüte nicht über deinem Schmerze; es wird sonst leiblicher und geistiger Tod daraus erfolgen. Fliehe in Gottes und der heiligen Kirche Schoß. Siehe, sie ist willig, deine Schuld und dein Leid auf ihre Schultern zu nehmen!“

So sprach der Prior zum Ritter, doch dieser antwortete:

„Verfolgt mich nicht mit solchen Worten, frommer Vater; sagt das noch einmal und ich verlasse Euch und fliehe nach andern Orten. Lasset mich sein; kommt die Zeit, werde ich beichten.“

Ein anderes Mal, als der Ritter ruhiger schien, äußerte er sich so zum Vater:

„Meine Seele ist von zerschlagenen Bildern erfüllt. Ich bemühe mich, sie zusammenzustellen; darum grüble ich so viel. Ist das Bild fertig, so werde ich sehen, was ich sehen will, so werde ich wissen, was ich wissen will; dann

erst kann ich beichten; das Unerkannte kann man ja nicht beichten."

Während dieser Tage bediente Sorgbarn, wie gewöhnlich, den Ritter. Seine freie Zeit war nur karg bemessen, weil ihn der Ritter nicht aus den Augen lassen wollte; aber zahlreicher wurden seine traurigen Stunden.

Der Ritter warf Blicke auf ihn, worin verhaltene Wut, Furcht und wildes Mißtrauen loderte. Er bewachte jedes Wort, jede Bewegung Sorgbarns. Waren sie allein, so geschah es oft, daß der Ritter sich erhob, Sorgbarn beim Arm ergriff, ihn in die Höhe hob, um ihn gegen den Fußboden zu schleudern; er beruhigte sich dann wieder, und alles endigte damit, daß der blauen Flecke an Sorgbarns Körper immer mehr wurden.

Auch litt Sorgbarn sehr. Seine Wangen wurden, wenn möglich, noch bleicher; sein Körper war fast ein Schatten. Aber er ertrug des Ritters Mißhandlungen geduldig, zählte die Stunden des Tages und dachte freudig an die Nacht, wenn dieses unheimliche Gesicht wieder freundlich blickte, diese wilden Blicke sich sänstigen und dieser stumme Mund ihn wieder Sohn nennen und mit Versicherungen der Liebe überhäufen würde. Die Nacht war Sorgbarns Tag, der Tag seine Nacht. Bei Tage weilte seine Mutter mit dem schweigsamen Assim im Walde; bei Tage war sein Vater gleich ihm unglücklich; aber die Nacht brachte ihnen allen berauschende Wonne.

Mit dem Ritter kam es dahin, daß ihn ein Fieber ergriff, in dessen Verlauf er einst vom Lager aufsprang und Sorgbarn mit dem Schwerte durchbohren wollte. Der Prior und ein anderer, am Krankenbette wachender Mönch, retteten den Knaben. Der Ritter sprach im Fieberwahn viel von einer Grotte und einem Hügel, auf welchem eine Tanne wachse. Er nannte Sorgbarn zuweilen seinen Sohn und oft einen kleinen Teufel; kurz, sein Fieber war heftig und sein Gemüth von wirren Bildern erfüllt.

Indes erwartete Singoalla den Ritter vergebens; Sorgbarn jedoch besuchte seine Mutter öfters.

Als Herr Erland hergestellt war, beschloß er zu heilen. Der Prior erschrak nicht wenig, als ihm der Ritter offenbarte, er sei von zwei Teufeln besessen. Einer zeige sich ihm in Gestalt eines Weibes und der andere gleiche Sorgbarn, gewiß um dadurch den Pilger und sein frommes Werk zu verhöhnen.

Pater Henrik berief den Ritter in aller Stille zur Klosterkapelle und beschwor die bösen Mächte zu entweichen. Der Ritter fühlte sich auch erleichtert und glaubte sich schon befreit; doch am folgenden Tage war das Übel zurückgekehrt. Als er erwachte, erinnerte er sich, die ganze Nacht von den beiden Geistern des Abgrundes geplagt worden zu sein.

Nicht lange darauf ereignete es sich in einer Nacht, daß der Ritter nicht auf seinem Lager, sondern im Walde erwachte.

Bläues Mondlicht beleuchtete die Umgebungen, und als der Ritter entsetzt um sich schaute, sah er einen Fliehenden, der Sorgbarn glich.

Wie war der Ritter in den Wald gekommen? Er nahm sich keine Zeit, hierüber nachzugrübeln, sondern eilte dem Phantome nach. Als er jedoch die Thür der Turmkammer öffnete, sah er den kleinen Pilger auf der Matte ruhen.

Von diesem Zeitpunkte an erhielten die Gedanken des Ritters ihre frühere Richtung wieder. Er arbeitete an der Zusammenstellung der zerschlagenen Bilder in seiner Seele zu einem einheitlichen Ganzen. Er sammelte seine Erinnerungen von den nächtlichen Träumen, verglich sie miteinander, wählte das Übereinstimmende aus, verwarf bis auf weiteres das andere, beobachtete mit erneuter Aufmerksamkeit Sorgbarns Verhalten und nahm sich vor, in den Nächten zu wachen.

Doch letztgenannten Entschluß vermochte er nicht auszuführen. Am der Abend, so fühlte er sich so kraftlos, daß es ihm unmöglich war, den Schlaf seinen Lidern fern zu halten. Sein Gelöbniß legte ihm auf, nur Sorgbarn des Nachts in seiner Nähe zu haben. — — —

Allmählich, nach unermüdlichem Nachsinnen, gelang es dem Ritter, das Bild herzustellen. Es war ein unheimliches Mosaikgemälde, aus zersprengten, verworrenen Erinnerungen zusammengestellt, gab jedoch in seinem Ganzen eine Ahnung von der Wirklichkeit.

Von den Abenden und dem halb wachen Zustande, der dem Schlaf vorangeht, erinnerte sich der Ritter mehr und mehr, daß sich zwei Schatten über seiner Stirn hin und her bewegten, daß Sorgbarns Augen zwischen diesen Schatten wie Sterne hinter Wolken hervorleuchteten. Er erinnerte sich an Wanderungen im Walde an Sorgbarns Seite und versuchte bei Tage, den Weg wieder aufzufinden, den er in der Nacht glaubte betreten zu haben. Doch sein Gedächtniß täuschte ihn, und er schlug immer Richtungen ein und verfolgte meilenweit Pfade, die nicht zu den Felsen führten.

Er erinnerte sich ebenfalls des Zieles dieser Wanderungen, wie auch der Begegnungen mit Singoalla; allein diese Erinnerungen vermählten sich mit den Schrecknissen, welche seine Einbildungskraft um das braune Heidenmädchen gewebt hatte und wurden dadurch wie von dichtem Nebel umgeben, woraus die unheimlichsten Bilder hervorschaute.

Des Ritters Argwohn gegen Sorgbarn war jetzt festgewurzelt. Er brütete über einem Plane, und jeden Abend beim Niederlegen hoffte er ihn ausführen zu können. Allein Sorgbarns Kraft siegte. Die irdische Hülle des Kleinen schien sich in diese geheime Kraft aufzulösen.

Der vierzigste Tag der Ankunft Sorgbarns auf dem Schlosse war gekommen. Es war ein trüber Tag mit

Regen und Wind. Die Wellen des Landsees schäumten; des Waldes Wipfel beugten sich, und Wolken sammelten sich um die steilen Abhänge der Felsen. Die Sonne sank hinter schwarzen und gelblichen Wolken hinab. Der Abend kam, und der finstere Ritter trat in sein Turmgemach, wie immer von Sorgbarn begleitet. Zuvor hatte der Ritter ein scharfgeschliffenes Jagdmesser unter seinem Leibrock versteckt.

Der Ritter ging zur Ruhe, und Sorgbarn suchte seine Matte auf. Die Sanduhr flüsterte; die Wetterfahnen auf dem Dache kreischten, und die Wogen des Sees erbrausten.

Der Ritter hatte gesagt, ehe er sich niederlegte, daß er sehr müde sei; er fiel auch bald in seinen natürlichen Schlaf, und Sorgbarn vernahm es an seinen Athemzügen.

Jetzt schlich sich Sorgbarn an das Lager des Ritters, und seine kleinen mageren Hände bewegten sich wie durchsichtige Schatten über des Ritters Stirn und Brust. Doch nur wenige Sekunden. Der Ritter richtete sich auf. . .

„Jetzt wirkte die Kraft schnell,“ sagte sich der Kleine. — „Steh auf, und folge mir!“ hörte man darauf seine milde Stimme.

Der Ritter stand auf. Sorgbarn faßte seine Hand und leitete ihn die Treppe hinab über das schäumende Wasser in den Wald.

„Das ist eine schreckliche Nacht!“ sagte Sorgbarn, dessen Locken im Winde flatterten. „Höre, wie es um uns heult! Es weht so kalt! Wenn die Bäume einmal über uns fielen, Vater! O, laß uns eilen!“ . . .

„Wohin führst du mich?“ fragte der Ritter nachdenklich.

„Zu wem anders sollte ich dich führen, als zu meiner Mutter, zu Singoalla!“ sagte verwundert das Kind.

„Singoalla ist also deine Mutter?“

„Ja, gewiß . . . Wie sonderbar du heute Abend sprichst!“

Der Ritter schien einzusehen, daß seine Fragen nicht gut gestellt waren und es besser sei, zu schweigen als zu

sprechen. Er wanderte daher lange Zeit ganz still an der Seite des Pilgers dahin.

So kamen sie immer tiefer in den Wald.

Dunkle, zerrissene Wolken, gleich Trümmern eines im Sturme untergegangenen Schiffes, trieben am Himmel umher und ließen öfters den Mond eine gelbliche, fahle Beleuchtung über die Gegend ausgießen. Der Bäume hin- und herschaukelnde Zweige und sächelndes Laub breiteten ein zitterndes, von Licht und Schatten tausendfach versprochenes Gitter über die beleuchteten Teile des Waldbodens aus. Alles schien zu leben, sich zu bewegen und in gespenstischer Verwirrung umherzuhüpfen. Dort jedoch, wo die Bäume belaubter waren und dichter beisammen standen, lag schwarze Finsternis auf dem Pfade der Wanderer.

Was ist das, was tiefer im Walde zwischen den Baumstämmen hervorleuchtet? Es ist kein Mondlicht; es sind rote, von Fackeln ausgehende Flammen. Im Walde erklingen Stimmen, welche nicht die des Windes sind. Horch, sie rufen:

„Mako, erbarme dich! Mako! . . . Mako!“ . . .

Sorgbarn erschrak, und der Ritter murmelte: „Die Geister des Abgrundes halten heute Nacht Zusammenkunft!“

„Vater,“ sagte der Knabe, und drängte sich dichter an seinen Begleiter; . . . „ich fürchte mich . . . es ist eine fürchterliche Nacht! O, beschütze mich!“

„Vater,“ wiederholte der Ritter für sich; . . . „das ist ja ein seltsames Wort dieses seltsamen Pilgers des Abgrundes!“

„Fürchte nichts,“ fügte er laut hinzu und faßte verb des Knaben Arm; „niemand soll dich von mir nehmen!“

So wanderten sie weiter unter erbrausenden Bäumen, durch fahlgelbes Mondlicht und schwarze Schatten dahin. Immerfort, wenn auch in größerer Entfernung, erklangen viele Stimmen: „Mako! Mako!“ In den Tönen des Sturmes, im Schwall und Brausen des Sees, in der

düsteren Färbung des Mondlichtes, selbst in den Gestalten der jagenden Wolken ließ sich etwas Ungewöhnliches und Todkündendes vernehmen.

„Mako,“ dachte der Ritter, indem er verächtlich diesem Rufe lauschte; „was bedeutet das Wort? Wo hörte ich es doch zuvor? O, ich weiß, es ist das Beschwörungswort, was meine Seele in Ketten schlug. Doch in dieser Nacht erklingt es vergebens; in dieser Nacht sind alle Kräfte ohnmächtig gegen meinen Entschluß.“

Jetzt waren sie der Fesselschlucht nahe.

„Sorgbarn, ist der Weg zu deiner Mutter weit?“ fragte der Ritter, während er im Leibrock nach dem Dolche suchte.

„Du sprichst nun wieder so sonderbar, als ob du das nicht wüßtest,“ sagte Sorgbarn, indem er das Antlitz seines Vaters betrachtete.

Dieses war nicht, wie es sonst zu sein pflegte, wenn die heimliche Kraft wirkte. Es war düster wie am Tage, ja noch finsterner und unheimlicher.

Ein fürchterlicher Gedanke stieg in der Seele des Knaben auf; er hemmte seine Schritte und rief unter innerlichem Beben:

„Herr Erland, wir wollen zum Schlosse zurückkehren!“

„In Wahrheit, ein lächerlicher Einfall! Jetzt zurückkehren, wo wir so weit gewandert sind, um deiner Mutter zu begegnen! Nein, frommer Pilger, wir setzen unsern Weg fort; wir müssen nicht mehr weit vom Ziele sein!“

„Wir kehren heim! Ich befehle es!“

„Ja, du scherzest nicht übel,“ fiel der Ritter ein. „Bist du nicht mein Diener? Bin ich nicht dein Herr? Wer von uns befiehlt?“

Kein Zweifel blieb zurück, die geheime Kraft, worauf sich der kleine Wegweiser verlassen hatte, als er sagte: „Ich befehle dir!“ wirkte nicht mehr. Sorgbarns Wille war nicht mehr der herrschende. Der Ritter war wach, und die Bestätigung fand Sorgbarn in dessen wilden Blicken.

Von Todesangst ergriffen, fiel der Knabe dem Ritter zu Füßen, umklammerte seine Kniee und flehete:

„Herr Erland! . . . Vater! . . . thue mir kein Leid!“

„Was fürchtest du? Hast du ein böses Gewissen? Heda, keine Narrenpossen! Auf, mein Knabe, und führe mich zu deiner Mutter!“

Erland ergriff den Knaben gewaltsam am Arm und riß ihn empor.

„Ja, ich will dich zu ihr führen. Aber . . . du willst sie doch nicht töten? Du willst doch meiner Mutter kein Leid anthun?“

„Denke nicht an ihre, denke an deine Sicherheit,“ sagte der Ritter.

„Nun, gehorchst du, oder wagst du mir zu trotzen?“

„Herr Erland, ich gehorche, ich gehorche dir gern, aber gelobe . . .“

„Schweig!“ rief der Ritter und zog, außer Stand, seinen Grimm länger zu verbergen, das Jagdmesser aus der Scheide.

„Du bist der Mitschuldige deiner Mutter, und so wahr sie die Lebenskraft aus meinem Herzen gesogen hat, so wahr gelobe ich, daß ihr eignes Herz in dieser Nacht auf der Spitze meines Messers zittern soll. Und dir gelobe ich, wenn du noch einen Augenblick zögerst, mir den Weg zu zeigen, dich zu töten und dann selbst den Weg zu ihr zu suchen. Und finde ich sie nicht in dieser Nacht, soll morgen das Jagdhorn schmettern, die Koppel losgelassen werden und ein Treibjagen seine Kette um das teuflische Zauberweib ziehen. Sie soll mir nicht entkommen! Versuche mit keinem Worte meine Geduld mehr! Erwinnere dich zum eignen Besten an den Eid des Gehorsams, den du mir geschworen hast. Vorwärts!“ . . .

„Nein, nein!“ rief Sorgbarn im höchsten Notschrei und umfaßte noch einmal des Ritters Kniee. Aber der Ritter

löste gewaltsam Sorgharns Arme und stieß ihn voll Haß und Abscheu mit den Füßen von sich.

„Glender, den ich mit einem Faustschlage zerschmettern könnte! Auf, sage ich, und führe mich zu dem Ziele unserer Wanderung! Gehorche, oder stirb!“

„Vater, schonen mein! Töte mich nicht!“

„Vater!“ wiederholte der Ritter in erhöhter Raserei; ... „du, der du mit satanischen Zauberkünsten meine Seele geknechtet und verderbt hast, du, ein Abschaum der Hölle, du Bastard von Teufel und Hexe, du wagst, einen christlichen Mann mit dem Vatersnamen zu schänden! Das sollst du nicht ungestraft gethan haben! Du sollst mit deiner Mutter sterben. Zum letzten Male befehle ich dir: Auf, zeige mir den Weg!“

Da der Knabe sich nicht regte, ergriff der Ritter seinen Arm und schleppte ihn so mit sich. Sorgharns Glieder stießen gegen Baumwurzeln und wurden von Dornen zerissen. Schmerz und Entsetzen erpreßten seinen Lippen ächzende Laute; aber seine Klagen und der schwache Widerstand, den er leistete, erschöpften die Geduld des in blutigen Träumen fiebernden Ritters. Er blieb stehen, betrachtete mit unermessenem Abscheu sein Opfer und stieß ihm den Dolch in die Brust.

Er entfernte sich einige Schritte von der mit Sorgharns Blut gefärbten Stelle und sprach zu sich selbst:

„Vater! Welch eine Lüge!“

Er ging weiter, verweilte wiederum und rief:

„Vater! . . . Welch eine unverzeihliche, gräßliche, entsetzliche Lüge! . . . Ich will zu ihm zurückgehen und ihm ins Ohr schreien: Du lögst! Ich bin dein Vater nicht! Ich will rufen: Sei verdammt für diese Lüge!“

Eine schwarze Wolke zog an dem Mond vorüber und hüllte die Gegend in Dunkel ein.

Der Ritter glaubte, ein Röcheln zu vernehmen, so wie von einem Sterbenden und folgte dem Laute. Sein Fuß

stieß gegen einen Körper. Er beugte sich über denselben. In diesem Augenblicke war die Wolke verschwunden, und der Mond beschien ein Antlitz, das nicht Sorgbarns war; ein schreulich verzerrtes, bläuliches Gesicht, von blutigem Schaume überdeckt.

Es war ein ihm unbekannter Mann mit schwarzbrauner Haut und entblößter Brust. Der Ritter betrachtete ihn voll Schrecken und gewahrte an dem Körper das Zeichen des Würgengels: Beulen und schwarze Flecken.

„Die Pest!“ murmelte der Ritter mit erbleichenden Lippen.

Er richtete sich auf und ging weiter, ohne zu wissen wohin. Er drückte die Hand gegen die Stirn, wo das Blut durchs wirre Hirn brauste. Bald beschleunigte er seine Schritte, bald hielt er inne und blickte zum düster schreitenden Monde empor. Er ging ohne Gedanken, ohne Ziel. Er hörte das Laub Worte flüstern, so schaurig, daß er zusammenfuhr, so höhnennd, daß er mit den Zähnen knirschte und die flüsternden Blätter von den Zweigen riß, so toll, daß er auflachte, und so traurig, daß er Thränen vergoß. Doch am seltsamsten für den Nachtwanderer flüsterte die Tanne dort oben auf dem Hügel, dem Orte der Zusammenkunft mit Singoalla, wohin jetzt der Zufall seine Schritte lenkte. Sie stand noch da wie sonst, schlank, grade, stolz und trotzig gegen den Sturm.

Trauerte sie über den gebrochenen Geist, die abgekehrte Gestalt, über ihn, der früher, wenngleich in edleren Formen als den ihren, den Stempel ihrer eignen Kraft und ihres Stolzes trug? Oder verhöhnnte sie ihn? War es Mitleid oder Haß? Er wollte es wissen. Er lauschte, und während er lauschte, vernahm er, ob von oben herab oder aus der eignen Brust, den halbvergessenen Gesang:

„Es winnt vom Gipfel des Hügel's. Ist es die Tanne, die ihre dunkeln Zweige bewegt? Ist es der wilde Rosenstrauch, der sich beugt, während der Wind seine rotweißen

Blüten pflicht? Oder ist es Singoallas Gewand, das im Winde flattert, da sie den erwartet, welchen ihre Seele liebt? Ich weiß es nicht, doch ich ahne viel und bin glücklich. Sitzt es, seiner Maid entgegenzueilen, am süßesten, wenn Dämmerung über den Fluren liegt."

"Pah! warum jetzt diesen Gesang wiederholen? Jetzt zu singen, hat keinen Sinn. Nicht Mitleid ist es, noch Hohn, sondern nur bedeutungsloses, kindisches Wesen, worüber man weder zürnen noch lachen kann." So dachte der Ritter. Gleichzeitig erinnerte er sich des Dolches, den er noch in der Hand trug. Er besichtigte seine blutige Klinge und sagte sich: „Das könnte Blut von meinem Blute sein.“ —

Er schlenkerte die Waffe von sich, und es schien ihm, daß er doch recht glücklich sei, ein in so viele Teile gesondertes Wesen erhalten zu haben, so daß er nicht wissen könne, welcher Teil er selbst sei.

Die Teile einer zerstückelten Schlange leben ein verzweifelt bewegliches Leben, ehe sie erstarren und tote Reste eines früher zusammenhängenden Ganzen werden; daß diese aber, wie die Sage behauptet, nach Wiedervereinigung streben, konnte der Nachtwanderer nicht fassen. Er für seine Person wollte keine Wiedervereinigung. Am besten sei Vernichtung, sagte er sich, und er müsse eigentlich über alles lachen, da er jetzt wisse, daß die Pest die Welt heimsuche, um alle im Staube wimmelnde Mörderbrut auszurotten. Sei dieses geschehen, würden Gras und Blumen unbedroht vom Zahn der Tiere fröhlich weitergedeihen, würde keine Art mehr Bäume fallen; frei würden letztere ihre Zweige zu einem hohen Zelte über der schweigenden Erde verflechten; das Paradies würde in all seiner Herrlichkeit wieder hergestellt sein.

Wüsste dann nur kein neuer Adam, keine neue Eva kommen, um es wieder zu zerstören! Auf einen Adam würde ein Cain folgen, der seinen Bruder erschlägt; auf

Rain Väter, die ihre Söhne töteten und Söhne, welche ihren Vätern das Leben nahmen.

Unter solch unklaren Gedanken setzte der Ritter seine Wanderung kreuz und quer durch den Wald fort. Als es anfang zu tagen, sah er einen Feuerschein und nahm seinen Weg darauf zu.

7.

Tagesanbruch.

Der Feuerschein kam aus dem Felsenbruche.

Diese Nacht, so hatte Singoalla bestimmt, und so hatte sie auch zu Sorgharn gesagt, sollte die letzte ihres Glückes sein.

War das eine Vorherverkündigung von dem, was die Nacht noch in ihrem Schoße trug? Singoalla besaß wohl einen prophetischen Geist, das heißt, ein ausgebildetes Ahnungsvermögen; sie selbst würde jedoch gesagt haben, ihre Bestimmung sei keine Vorausverkündigung, sondern ein Entschluß.

Die Seligkeit, die sie genossen, war unaussprechlich und hatte alles Leid ausgelöscht. Ihr Herz schwoll von Dankbarkeit gegen Gott für die mystischen Wonnen dieser Nächte, für die Stunden an der Seite ihres Lieblings und Gatten. Sie waren nun gezählt diese Stunden; denn sie erkannte, daß Erland sie nicht tragen konnte, daß er sterben würde, wenn der Zwiespalt in dem Leben des Tages und dem der Nacht fortbestände.

Aber könnte nicht Erinnerung mächtig genug sein, ihren Verlust zu versüßen, wenn sie Erland ihr letztes Lebewohl gesagt und für immer aus seiner Nähe verschwunden wäre? Doch warum Verlust? Kann nicht das Leben ein Traum sein, worin die Einbildungskraft dem Herzen Das

reicht, wonach es verlangt, — in welchem das Vergangene eine wiedergewonnene Wirklichkeit ist, die dem Ver-luste keinen Raum läßt?

Ja, Singoalla wird ihr ferneres Leben verträumen. Jenseit des Meeres, weithin über die Steppen im Osten ist ein Land, wo sich Palmen zum blauen Himmel er-heben und die Luft mit einschläferndem Blumen-duft ge-sättigt ist. Das ist das Land der Ruhe und der Träume.

Dort steht in Felsen gehauen ein wunderbarer Tem-pel, von weißgekleideten, schweigenden Priestern gehütet. Dort schlummern im Schutze der Säulenhallen Priesterin-nen auf weichen Polstern, deren einziger Beruf es ist, wenn das Tamtam erschallt, im Gold- und Perlenschnucke den Sinnen, dem Scheine, der Veränderlichkeit, dem Wechsel einen Tanz als Opfer darzubringen, um dann wieder zur Betrachtung des ewigen Nichts zurückzukehren.

Dorthin wird Singoalla ihren Weg nehmen, wenn sie das Land der Föhrenwälder verläßt. Dort wird sie der Palme von der Tanne des Nordens, der Lotosblume von der Wasserrose und sich selbst eine endlose Sage von einem blauäugigen Jüngling erzählen und ihrem Herzen als Wie-genlied singen, bis es zur Ruhe gebracht sein wird. Sorg-barn soll der Priestertrabe dieses Tempels sein, wo es gebräuchlich ist, daß dem Gotte das Rauchwerk von einem Knaben entzündet werde, in dessen Schönheit schon deut-lich die Vergänglichkeit zu lesen ist. Da soll Sorgbarn in heiligen, von den Priestern aufbewahrten Schriften, die Weisheit der Urzeit erlernen, ehe der Spruch in Erfüllung geht, den Singoalla aus den Linien seines Augenlides ge-lesen hat.

So hatte Singoalla beschlossen und sich wie zu einem Abschiedsfeste geschmückt. Sie war in dieser Nacht schöner als vor zehn Jahren, da sie Erland zuerst am Waldbache traf. Das Glück hatte ihr die Jugendschöne vergeistigt und engelgleich zurückgegeben. Liebe und Opferwille, hohe

Gefühle, die ihr Herz durchdrangen, hatten ihre irdische Schönheit zu einer himmlischen verklärt. Sie würde das Auge wie eine Offenbarung aus einer andern Welt überwältigt haben, wenn sie nicht zugleich von einem Etwas aus dieser Welt, aber aus der unergründlichen Tiefe derselben, durchschimmert worden wäre: vom Säuseln des Fichtenwaldes und der Mystik der Sternennacht, von etwas Zauberischem und Natursymbolischem.

Die Grotte war mit den letzten Rosen des Herbstes geschmückt. Assim hatte das Feuer auf der Herdplatte entzündet und Singoalla ihm gesagt, daß er dieses nun zum letzten Male thue. Assim hatte schweigend die Erklärung angehört. Singoalla hatte ihn auch gebeten, alles zum Aufbruch für den nächsten Morgen bereit zu halten und Assim war ihrem Wunsche nachgekommen. Nun stand er und stierte ins Feuer, sah, wie die Brände sich schwärzten, wie sie verkohlten und zu Asche wurden. Er glaubte zuweilen, nicht in das Feuer des Herdes, sondern in das seines Herzens zu blicken.

Singoalla ruhte auf dem Mooslager, die Stirn auf die Hand gestützt und in Träumen verloren, oder sie horchte nach Tönen, die ihr die Ankunft der Ersehnten verkünden sollten. So konnte sie sitzen Stunde auf Stunde. Ihr Leben war während dieser Tage nur Erwartung gewesen; sie bemerkte kaum die Flucht der Zeit und gab doch auf jeden Augenblick Acht.

Draußen raste der Sturm. Dann und wann fand ein Windstoß den Weg durch die Felsen zur Grotte und drohete das sie erhellende Feuer auszulöschen.

„Sie bleiben heute Nacht lange aus,“ sagte Assim nach stundenlangem Schweigen.

Da diese Bemerkung ohne Antwort blieb, wie Assim auch nicht anders erwartet hatte, sprach er zu sich selbst, indem er einige Zweige ans Feuer legte:

„Noch eine kleine Weile wird die Flamme brennen; bald

jedoch wird sie sich verzehrt haben. Es ist gut, wir werden dann Ruhe bekommen!"

Affim stellte sich an den Eingang der Grotte, sah zum Himmel auf und zum Monde, der zwischen Wolken einherzog und lauschte mit Wonne den Stimmen des Sturmes. Herrlicher, als in dieser Nacht, war der Wald des Nordens noch nie erklingen.

So meinte Affim und wollte Dem, was er vernahm, Worte geben; allein er vermochte es nicht. Soviel erfaßte er jedoch, daß in des Sturmes brausendem Liede Wille und Zorn, Qual und Mannesmut, düstere Erfahrung und Siegesgewißheit verschmolzen war.

Unter diesen Tönen hörte man auch andere, die nicht die des Sturmes waren. Es rief im Walde: „Mako! Mako!“ . . . und Affims Antlitz, das den Ausdruck des Schwärmerischen und Träumenden trug, hellte sich zu einer wachen und lauschenden Verwunderung auf. Nachdem er sich vergewissert, daß ihn sein Ohr nicht getäuscht hatte, sagte er laut zu Singoalla:

„Hier im Walde sind Menschen, die den Gott unseres Volkes anrufen.“

„Das ist der Wiederhall meines Gebetes,“ sagte Singoalla und erhob ihr Haupt; — „ich habe den Gott meines Volkes um die Kraft der Entfagung angefleht und sie erhalten. Aber hörst du keine anderen Stimmen im Walde? Hörst du nicht die Erlands und Sorgbarns?“

„Nein.“

„Die Nacht ist schreckenerregend für die, welche sich fürchten. Vielleicht bebt Sorgbarns Herz und führt Bangigkeit seine Schritte irre. Gehe ihnen entgegen und leite sie hierher.“

„In dieser Nacht ist viel im Walde wahrzunehmen,“ sagte Affim und ging.

Als er endlich spät zurückkam, trug er den sterbenden Knaben im Arm und legte ihn zu Singoallas Füßen nieder.

Zwar konnte es sehr verwickelt sein, sich zwischen diesen um- und übereinander geworfenen Felsblöcken und Felswänden zurechtzufinden und sie zu erklettern, besonders zur Nachtzeit und bei ungewissem Mondlichte; gleichwohl gelang es dem Ritter recht leicht und es blinnte ihm, als ob er schon mehr als einmal diesen Versuch gemacht hätte und eine gewisse Gewohnheit darin besäße.

Er wunderte sich nur, daß er in seinen Knabenjahren, als er so viel im Walde umherstreifte, und vorzugsweise dessen dunkelste Verstecke liebte und aufsuchte, noch nicht die Bekanntschaft mit diesem lustigen Steg gemacht hatte, der in das Schloß des Bergkönigs selbst zu führen schien.

Jetzt war er dem Eingange der Grotte nicht mehr fern. Der Gedanke, daß er in dieser Nacht darauf ausgehe, das Werk des heidnischen Gottes Thor fortzusetzen, des Waldes ärgsten Zauber, das verführerische Riesenweib, welches die Kraft aus seinem Herzen genommen hatte, zu töten, hielt ihn auf. Dann gedachte er der Pest, die nun die Welt heimsuchte, um alles Leben auszurotten und dadurch jedes andere Töten überflüssig, ja kleinlich und ungereimt mache. Auch erinnerte er sich des bleichen Knaben, des Wortes „Vater“, des von wehrufendem Blute triefenden Dolches, den er in einen Strauch geschleudert hatte, der Tanne auf des Hügel's Gipfel und des Gesanges: „Süß ist es, seiner Maid entgegenzueilen, am süßesten, wenn Dämmerung über den Thuren liegt!“

Das war ein wirres Gemisch von Erinnerungen und der Ritter wußte sie nicht zu entwirren. Wohlan! warum das geringste Gewicht auf etwas Vergangenes, Gegenwärtiges oder Zukünftiges legen? Warum sich nicht gleichgültig gegen alles verhalten? Man ist ausgegangen und wandert der Wanderung wegen und kümmert sich nicht um ein Ziel seiner Fahrt. Man geht in diese Grotte, weil man die Schritte zufällig dahin und nicht nach einer andern Grotte gelenkt hat. Man ist das Strombett einer

immer rinnennden Flut von Vorstellungen; aber man läßt dem Flusse seinen Lauf und sucht keine seiner Wellen zurückzuhalten.

In solcher Gemüthsstimmung ging der Ritter weiter und trat in gleichgültiger Haltung in die Grotte ein. Er sah um sich. — Neben ihm stand, gegen die Wand gelehnt, ein dunkler Mann, der glühende Augen auf ihn richtete. Doch das beschwerte den Ritter nicht; das war wiederum einer jener Eindrücke, gegen welche man gänzlich gleichgültig bleiben kann. Doch tiefer in der Grotte sah er etwas Anderes. Er sah ein Weib, schöner, als die Phantasie sie zu schaffen vermag, trauriger, so auf den Knien liegend und sich über den toten Knaben beugend, als alle Trauer, die sich der Ritter vorstellen konnte; denn der Schmerz, den er bisher gesehen, war immer mit Schwäche und Begierde nach Trost, mit Verzweiflung oder doch Zorn vermischt gewesen; dieser Schmerz aber war einfach und unvermischt und nichts anderes als er selbst. Er erkannte in dem Antlitze dieses Weibes Züge, die er geliebt und gehaßt, vergöttert und verflucht hatte. Seiner Erinnerung gingen Bilder von Sonnenschein und Blumenduft auf, wechselnd mit Nacht und Schrecken, und er fühlte sich aufs neue verwirrt. Da hörte er des finstern Mannes Stimme: „Singoalla, der Ritter ist hier; du brauchst den Tod nicht länger zu erwarten.“

Zum Ritter sprach Affin, dessen Arm ergreifend:

„Zögere nicht, sondern vollende, was du angefangen hast. Sie kennt die Angelegenheit, in welcher du kommst. Sorgbarn konnte dich noch anmelden, ehe er seine Augen schloß. Du kommst, die Beleidigung zu rächen, welche Singoalla dir dadurch zufügte, daß sie dich zum Lichte ihrer Augen, zur Sehnsucht ihres Herzens, zum Gatten ihrer Schwüre und Vater ihres Kindes auserwählte. Sie hat dich mit Liebe und Treue bitter verunglimpft; sie verdient den Tod und begehrt ihn von deiner Hand. Sie will

neben dem ersten Opfer deines gerechten Zornes, deinem Sohne, getödtet werden. Ja, sie ist verbrecherisch und verdient den Tod. Ich kann es bezeugen, der ich die unzähligen Seufzer hörte, die ihr dein Andenken erpreßte, der ich die Thränen sah, welche sie deinetwegen vergoß. Töte sie, Herr Ritter! Dann aber kommt der Augenblick der Abrechnung zwischen uns!"

"Das ist unnötig," sagte der Ritter. — "Ich ging aus, sie zu töten, darin hast du Recht; aber der Wald hat mir andere Gedanken eingegeben. Die Pest ist gekommen, und es dient zu nichts, dem Tode ins Handwerk zu pfuschen. Dieses und mehreres habe ich hier draußen im Walde gelernt. Übrigens ist dieses Weib nicht die, welche ich suche, obwohl sie einander gleichen. Sie dort ist ein menschliches Wesen und vergießt Thränen über ihr totes Kind und erscheint mir so trauervoll, daß ich, sie betrachtend, tiefes Weh in meiner Seele empfinde."

"Was," rief Assim, "zögerst du, zu vollenden, was du angefangen hast? Hast du Mut, zurückzuweichen? Wagst du, dich zu besinnen? — — — Dann höre das Fürchterliche . . ."

"Halt," rief der Ritter, "ich habe Mut für alles, was es auch sein möge und fürchte nichts. Niemand hat jemals sagen können, daß ich mich fürchte. Und ich habe auch den Mut, mich zu besinnen. Störe mich nicht; denn es beginnt sich in meiner Seele zu klären; bald werde ich meine Erinnerungen gesammelt haben. Dieses Weibes Antlitz wirft Licht hinein, tief hinein in die Schachte des Vergessenen."

"Beeile dich," sagte Assim, "sie will von deiner Hand sterben; sie kann nicht leben und zugleich wissen, daß du, ihr Gatte, ihren und deinen eignen Sohn getödtet hast. Sei nicht grausam gegen das arme Weib; sie ersleht ja den Tod als eine Gnade von dir. Belohne sie für die Milde, die sie dir erwiesen hat! Kein Wort hat sie über

den Mörder ihres Sohnes geäußert; sich selbst hat sie angeklagt, nicht dich."

"Sa," sagte der Ritter, „du hast recht; ihr Antlitz drückt eine innig rührende Güte aus. Ich liebe dieses Antlitz, obgleich mir sein Anblick das Herz zerschmilzt. Ich bin ein harter und rauher Mann, heftigen Sinnes und geneigt, die Menschen zu verachten; aber dieses Weib könnte mich allein durch ihre Gegenwart umändern, besonders, wenn ich mich an ihre Seite setzen dürfte und sie mir aus einem heiligen Buche von Gottes Liebe und Erbarmen lesen wollte."

"Er ist sich nicht gleich!" sprach Assim erschauernd zu sich selbst; „er redet wie ein Wahnsinniger. Herr Ritter!" rief er laut — „sammle deine Erinnerungen nicht. Hüte dich vor dem Gedanken an deine Jugend, du würdest sonst des Häuptlings fünfzehnjährige Tochter erblicken, das zarte Kind, dessen Herz du raubtest; du würdest eine Wirklichkeit sehen und eine Reue empfinden, unmöglich zu ertragen. Nein, behalte deine heiligen Vorurtheile, welche bis jetzt deine Rüstung, dein Schild und Bogen gewesen sind und renne blindlings den Weg weiter, den du mit Blut bespritzt hast. Ich sage dir, daß dieses schwarzäugige Weib ein Wesen anderer Art ist, als du, ein Kind der unergündlichen Natur, das, der Blume gleich, keine andere Taufe empfangen hat, als die des Himmels Thau und Regen, nie unter einem andern Tempelgewölbe angebetet hat, als dem sternbesäeten, nie von anderm Weisrauch umschwebt worden ist, als den aufsteigenden Nebeln der Erde. Nie ist geweihtes Wasser über sie ausgegossen worden; nie haben Priesterhände sie gesegnet; sie hat keine Hoffnung, in deinen Himmel zu gelangen. Sie ist — verstehe mich wohl, ein verworfenes Wesen, eine Ungetaupte, eine Zauberin, eine Hexe, die mit den heidnischen Zauberkünsten ihrer Blicke, der Zaubermacht ihrer Stirn und Wangen dich verführt und wegen dieses unfäglichen Verbrechens den Tod verdient hat. Auf, Ritter! Stoße sie nieder! Du

bist ohne Waffen; siehe, hier ist ein Schwert! Morde das Zauberweib, so wie du ihren Abkömmling gemordet hast. Geschwind! Kein Besinnen! — Nur schnell, sonst töte ich dich!" . . .

Und Assim reichte Erland das Schwert und wollte ihn mit sich ziehen. Doch dieser machte sich von dem Griffe los, und sagte ohne Hestigkeit:

"Du redest, als ob ich Mönche reden hörte. Genug davon! Du willst mich verwirren, aber es gelingt dir nicht. Das Weib dort ist keine Hexe, sondern Gottes Kind und trauert über das Unglück der Welt und hat auch für mein Elend ein zärtliches Herz. Daß ich unglücklich bin, will ich nicht leugnen. Ich fühle mich geneigt zu weinen und zu bereuen. Und doch weiß ich nicht, ob allein ich mich gegen jemand versündigt habe, oder ob auch das Schicksal etwas gegen mich verbrochen hat."

Er näherte sich Singoalla und fuhr fort:

"Armes Weib! du betrauerst diesen Knaben und weißt vielleicht nicht, daß ich ihn getödtet habe. Ich beteuere auf meine Ritterehre, daß ich mein Leben hingeben möchte, um das seine wiederzugewinnen und deinen Schmerz zu stillen. Aber ich vermag es nicht und verspreche nur, was ich halten kann:

Ich will niemals wieder unter mein Dach zurückkehren und will mich, sollte die Pest meiner schonen, für meine noch übrige Lebenszeit in ein härenes Gewand kleiden, von Baumwurzeln leben und Gott täglich um Verzeihung meiner Sünden anflehn. Ja, das will ich! Ich will von dieser Stunde an weder meine Hausfrau Helena, noch meinen kleinen Erland wiedersehen; ich will mein Schloß verlassen, mein Eigentum hingeben und mein Leben als Blüßer in diesem Walde zubringen.

Was ich gelobe, kann dir wohl keinen Trost bringen, aber es soll mich selbst erquicken; denn daß ich unglücklich bin, fühle ich jeden Augenblick mehr, je länger ich dich

betrachte; je klarer es in meinem Innern wird; je bestimmter meine Erinnerungen werden, je gewisser ich mich überzeuge, daß du . . . o Gott! . . . daß du — ich erkenne dich nun, — Singoalla . . . daß du meiner Jugend Traum, meine erste Liebe, daß du meine Gattin bist!"

Zuvor unbeweglich, gleich einer Bildsäule, neigte sich Singoalla tief über die Leiche ihres Sohnes hinab, und der Ritter hörte ihr Weinen.

Da trat er nahe an sie heran, richtete sie auf und schloß sie in seine Arme. Seine Brust hob sich, seine Augen füllten sich mit Thränen, durch welche eines geklärten Geistes Blicke hervorglänzten.

Doch diese Umarmung war kurz, ein Gedanke löste sie. Der Ritter wendete sich ab und schritt, die Hand an die Stirn gedrückt, aus der Grotte hinaus, und Assim, der ihm durch den Felsenbruch folgte, sah ihn langsam dem Walde zuwandern.

8.

Die Pest.

Der Tag kam mit schwerer Luft und trübem Himmel. Wenn die Sonne bisweilen zwischen den Wolken sichtbar wurde, war ihr Schein gelblich und ungewöhnlich. Der Wind hatte aufgehört, und eine Stille war eingetreten, die ungeachtet des trübten Himmels, Schwüle mit sich führte.

Früh am Morgen wurden die Mönche durch heftiges Ziehen der Glocke erschreckt. Der dienende Bruder Johannes öffnete und sah einen Mann vor sich stehen, der in hunte, verschlissene Gewänder gekleidet war und mit den Mönchen zu sprechen begehrte.

Bald zeigten sich einige Mönche, der Prior an ihrer Spitze. Mit raschem Blick durchforschte Pater Henri die

Blige des Mannes und rief: „Was willst du? Du gehörst dem gottlosen Volke an, das vor zehn Jahren dieses Kloster geplündert hat, oder meine Augen müßten mich trügen!“

Der Mann antwortete: „Dieses zu vergessen, hättest du Zeit gehabt. Ich komme jetzt, Hilfe von dir zu ersuchen, wenn du welche leisten kannst. Wir sind diese Nacht hier angekommen und lagern im Walde. Die Beulenpest rast unter uns!“

„Die Beulenpest!“ wiederholte der Prior mit erstarrter Zunge.

„Ja, der schwarze Tod,“ sagte der Mann.

„Der schwarze Tod!“ riefen die Mönche und fuhren gegen die Pfeiler des Kreuzganges zurück oder fielen vornüber zur Erde oder senkten das erblickende Gesicht auf die Brust und murmelten:

„Miserere Domine!“

Pater Henrif faßte sich zuerst und sagte zu dem Manne:

„Wir alle werden dich begleiten.“

„Auf,“ redete er die Mönche an, „der Schnitter ist gekommen, und es gilt, den Weizen zu retten, während das Unkraut ausgerissen und ins Feuer geworfen werden soll. Auf! rüftet euch zu einem feierlichen Umzuge. Nehmet das Kreuz, die heilige Hostie, den Taufstein und den Reliquienschrein! Auf!“ . . .

Die Mönche erhoben sich zitternd. Eine Viertelstunde später schritt der Zug aus dem Kloster, und der Fremdling zeigte den Weg. Die einzelnen, ihnen begegnenden Wanderer warfen sich zur Erde; unter diesen wußten etliche schon von des unheimlichen Gastes Ankunft, andere, die von ihren isoliert liegenden Heimsstätten in der Wildnis angekommen waren und an dem Morgen noch kein menschliches Antlitz gesehen hatten, waren des noch unfundig. Die Mönche saugen, während sie mit Kreuz und Fahne, der heiligen Hostie und dem Reliquienschrein dahierzogen;

aber der Gesang verlor sich klanglos in der schweren Luft, als ob das Echo des Waldes erstorben wäre:

„Aufer immensam, Deus, aufer iram,
Et cruentatum cohibe flagellum:
Nec scelus nostrum properes ad aequam
Pendere lancem.

Non opus summi pereat magistri,
Nec sinas passam fore passionem,
Corde sed manans lavet omne crimen
Sanguis et unda.“

Das Volk begleitete die von dem Fremdlinge geführte Prozession zu dem Nobelande, wo die Wanderer sich wieder, wie vor zehn Jahren, gelagert hatten.

Hier sah man Kranke, Sterbende und Leichen; man sah stumme Verzweiflung, Todesschrecken, Schmerz und Hilflosigkeit. Etliche der Fremdlinge erhoben den wilden Schrei: „Mako! Mako!“ andere eilten mit abwechselnd leeren und gefüllten Bechern nach und von der nahe gelegenen Quelle, um mit dem Wasser die Kranken zu erquickern. Die Sammerrufe verstummten, als die Prozession am Waldesaume hervortrat und die düstern Töne der Pesthymne über dem Lager schwebten. In lichte, dem Rauchfasse entsteigende Wolken gehüllt, schritt der Zug rings um das Feld. Aber in dem von der Neugierde herbeigelockten Volke verbreitete sich wie ein Geflüster das Wort: „Pest“, und die Zuschauer stoben davon, wie Spreu vor dem Winde.

Pater Henrik ergriff das Kreuz, wanderte zwischen Lebendigen und Gestorbenen umher und pflanzte das heilige Zeichen inmitten des Jammers auf. Dann verbreiteten sich die Mönche über das Lager, um die Seelen der Heiden zu retten und ihre Leiden zu lindern. Gesunde und Kranke beugten beim Tauffeine ihr Haupt und empfingen das Bad der Wiedergeburt, wodurch sie die Gnade des Christenthums gewinnen sollten. Mancher Kranke, der soeben getauft worden war, erhielt bald als Sterbender die heilige

Übung. Mit Wein und Wasser erquickte man lechzende Gaumen, mit Worten des Trostes verzweifelte Gemüther. Die noch gesunden Fremdlinge wurden ermahnt, den Spaten zu ergreifen und den Gestorbenen ein Grab zu graben.

So geschah es auch, daß ein Mönch unermüdblich mit zitternder Stimme am Rande dieses fortwährend mehr Opfer fordernden Grabes Gebete sprach.

Während so die Mönche dem fremden Volke beistanden, verbreitete sich die Kunde von der Ankunft des Würgengels über die ganze Gegend, und alle Herzen bekten. Manche dachten an Schutzmittel, um das Unheil von sich und den Ihrigen fernzuhalten; andere flohen mit Weib und Kind südwärts; die Neubauer in den einsamen Waldwohnungen holten Bogen und Pfeile hervor, um jeden zu bedrohen, der es wagen sollte, sich ihrem Dache zu nähern. Doch diesen unheimlichen Gast konnten Pfeil und Bogen nicht verschonen.

Schon in den letztverfloßenen Wochen waren an verschiedenen Orten verdächtige Todesfälle vorgekommen; niemand wollte glauben, daß diese das Werk des Gefürchteten seien; jetzt jedoch, wo kein Zweifel mehr möglich war, schienen auch die letzten unsichtbaren Hindernisse seiner Zerstörungslust hinweggeräumt zu sein. In der Nacht nach der Ankunft der Fremdlinge eilte der Würgengel von Thür zu Thür, und kein Bundeszeichen an den Thürpfosten verweigerte ihm den Eintritt.

„Nein! ihr Wasser, ihr Wein, ihr Öl und ihre Gefänge und alle Räucherungen dienen zu nichts! Wir müssen sterben! Laßt uns denn leben, so lange wir noch leben! Unerbrochenen Wanderern ziemt es, fröhliche Feste am Rande des Grabes zu feiern.“

So sprachen manche Männer des fremden Volkes, nahmen ihre Waffen und zogen zum Schlosse, dessen Keller gewiß mit Bier und Wein wohl versehen waren. Als sie

aus Wasser kamen, fanden sie die Zugbrücke aufgezogen und auf dem Burghofe Männer gehen, die ihre Häupter so mit Tüchern umwunden hatten, daß man wenig mehr als die Augen sehen konnte. Diese Männer gingen, jeder für sich allein, als ob sie gefürchtet hätten, einander zu nahe zu kommen.

„Halloh! Herunter mit der Zugbrücke!“ riefen die Fremdlinge. Die Burgleute beantworteten diese Aufforderung mit Steinwürfen und Bogenschüssen und drohenden Geberden.

Die Fremdlinge wateten, unbekümmert darum, durch das Wasser. Da flüchteten sich die Burgleute in Booten über den See zur andern Seite. Jetzt begann ein lustiges Leben auf der Burg zu Ek: Trinkgelage und Gesang währten bis zur Nacht, und als die Schar abzog, leuchtete die Brandsfadel von Zinnen und Thürmen. Frau Helena war mit ihrem Sohne und den Dienerinnen schon am Morgen von des Schlosses letztem Tage zum Kloster geflüchtet, hoffend, in den Mauern des Heiligtumes und in der Nähe der Gottesmänner Ruhe für ihre bebenende Seele zu finden. Wo der Ritter und der kleine Pilger waren, wußte niemand.

Sieben Tage waren dahingegangen, als zur Mitternachtszeit die Thürglocke des Klosters geläutet wurde.

Nach Verlauf einiger Augenblicke hörte man im Gange einen Schritt und eine Stimme fragte:

„Wer ist da?“

„Bruder Pförtner, Freund Johannes! Ich erkenne deine Stimme! Öffne! . . . Ich bin Erland Bengtson Månefölb.“

„Was!“ rief die Stimme aus. „Ihr lebt noch, Herr Ritter? Oder täuscht mich mein Ohr?“

Die Pforte wurde geöffnet, und das bleiche, verfallene Gesicht des dienenden Bruders, für den Augenblick durch

den Ausdruck eines gewissen Erstaunens belebt, zeigte sich im Scheine der Lampe, die er in der Hand hielt.

„Bruder Johannes,“ sagte der Ritter, „fürchte dich nicht. Ich bin kein Trugbild, sondern ein lebendiger Mensch, so merkwürdig es dir und mir selbst auch vorkommen mag; denn wohin auch mein Auge blickt, das Feld ist so wohl abgemäht, daß auch kein Halm stehen geblieben ist.“

„Alles ist verwandelt, Herr Ritter, seit ich Euch zuletzt sah. Wollt Ihr in diese Wohnung des Todes einkehren, so werdet Ihr außer mir der einzig Lebende unter diesem Dache sein.“

„Nein,“ antwortete der Ritter, „ich habe das Gelübde gethan, nie wieder unter ein Dach zu treten, von Menschenhänden erbaut. Des Todes Wohnung ist so gut hier draußen, als da drinnen; die ganze Welt ist ein Kirchhof, und du, Bruder Johannes, erscheinst mir wie Einer, der lebendig in demselben begraben ist. Ich selbst komme mir auch so vor, und gewiß ist, daß mein Herz gestorben und begraben ist und keinen Schmerz mehr empfinden kann.“

„Wohl dir! Sonst würde deine Brust nicht all den Jammer fassen können! Weißt du, daß dein Weib gestorben ist, daß deine treuesten Diener dem schwarzen Tode zum Opfer gefallen sind, daß dein Vater und Lehrer, Pater Henrik, nicht mehr unter den Lebenden weilt? Hast du die verkohlten Überreste deines Schlosses gesehen? . . . Alles ist vergänglich, Herr Ritter, alles, alles!“

„Laß deine Lampe und folge mir ins Freie,“ sagte der Ritter. „Ich bin völlig mit dem Gedanken vertraut, alles verloren zu haben, was mir teuer war.“

„Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit!“ seufzte der Mönch, indem er heraustrat und an der Seite des Ritters weiterging. . . .

„Vor einigen Stunden begrub ich meinen geliebten Prior; aber sonderbar! meine Augen hatten keine Zähren zu sei-

nem Gedächtniß! Es ist mit mir wie mit dir; mein Herz ruhet in der Gruft meiner Brüder."

"Wer von beiden starb zuerst? Mein Weib oder mein Sohn?" fragte der Ritter mit etwas unsicherer Stimme.

"Dein Sohn lebt noch! Habe ich dir das nicht gesagt? Das heißt, wenn er nicht gestorben ist, nachdem ich ihn in die Arme der Trösterin legte. Gott sandte mir einen Engel in Gestalt eines Weibes, der tröstend an dem Todesbette Frau Helenas saß. Wer sie ist, weiß ich nicht. Sie ist nie zuvor in dieser Gegend gesehen worden. Sie sprach zu der sterbenden Frau Helena schöne Worte und erquickte sie durch öftere Nennung deines Namens."

"Ich weiß, wer dieses Weib ist," sagte der Ritter. In ihre Arme also legtest du meinen Sohn?"

"Was sollte ich sonst thun?"

"Ist sie jetzt fort von hier?"

"Ja, sie begleitete das wandernde Volk, oder vielmehr, das wandernde Volk folgte ihr. Es war merkwürdig zu sehen. Als sie sich diesem Volke zuerst zeigte, entstand ein Jubel unter den Verzweifelnden, eine Ruhe unter den Gewaltthätigen, und die Seuche entwich vom gerodeten Lande. Sie ist ein höheres Wesen, und dein Sohn ruhet gut in ihren Armen."

Die beiden Männer wanderten eine zeitlang schweigend weiter. Der Ritter empfand ein Gefühl von Zufriedenheit darüber, daß er nun nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hoffen habe.

Er fühlte sich endlich seinem Schicksale gegenüber frei. Alles war ihm freilich verwirrt worden, aber er murkte nicht. Es wäre ja ungereimt in dieser Welt des Wechsels, der Veränderlichkeit und des Todes, auf ein Eigentumsrecht, auf irdisches Glück pochen zu wollen. Der, welcher am bunten Spiele des Sinnenlebens Teil nimmt, möge den Sinn des Spieles fassen. Die im Morgenrot schwimmende goldglänzende Wolke ist in all ihrer Schönheit kein

rechter Gegenstand für ewige Gefühle. Verlangst du eine immerwährende Dauer vom Sonnenglanz auf der Wasserschale, von der Welle, die sich hebt und senkt, vom Gäßel in der Eichen Krone? Heischest du von ihnen eine Ewigkeit, die sie nicht haben? Willst du sie zu Formen kristallisieren, die der Verwitterung trotzen? — Nein! — Nun dann fordere auch keine Ewigkeit von Schlössern mit Thürmen und Zinnen, von Reichtum und Ehre, von häuslichem Glück, von allem, wonach der Unersahrene greift und dessen Untergang er unnütze Thränen weicht. Wer einmal auf dem Felsen des Ewigen Fuß gefaßt hat, fürchtet sich nicht, wenn die Welt untergeht und Himmel und Erde in Atome zerfliegen. Es ist nur ein Sonnenstrahl, der erloschen, eine Welle, die gesunken, ein Gäßeln, das verstummt ist.

Der Ritter sah zu den Sternen auf und empfand, daß, was ihm auch sein droben geschriebenes Schicksal für die Zukunft noch vorbehalte, er sich darüber weder erschrecken, noch erfreuen könne. Er war frei! . . . Frei gegenüber allem, was Erscheinung und Zufall ist, was sich messen läßt mit dem Maße der Zeit. Aber was hinter den Erscheinungen liegt, was nicht mit ihnen entschwindet, das spiegelte sich in seiner Seele. Was Helenas, des kleinen Erlands, was Sorgharns und Singoallas entschwindenden Bildern innewohnte; was sich in ihrem Hervortreten und Verschwinden symbolisierte: das war etwas Unerreichbares für den Tod, vielleicht eher etwas, das durch den Tod sollte verklärt werden. Ein unheimliches Bild war die Nacht im Walde, als das Mondlicht auf eine blutbefleckte Klinge fiel; aber selbst dieses Bild erschreckte ihn nicht mehr. Er war mit sich einig, daß Schuld gesühnt werden müsse und wollte gern, insoweit Schuld auf ihm lastete, der strengen Wiebervergeltung ihren Lauf lassen. Er besaß keine Wagschale, die eigne Schuld an den dunkeln Geschieden seines Lebens abzuwägen, und hätte

er auch eine solche gehabt, so würde er sie unbenutzt fortgeworfen haben; denn er fühlte keine Lust, um Schuld und Vergeltung zu feilschen, zu markten und zu unterhandeln. Er gedachte auch eines andern Symboles, des der Veröhnung, und lauschte andachtsvoll, als Bruder Johannes an seiner Seite, das Schweigen unterbrechend, mit tiefer Stimme einen Vers der Pesthymne sang:

„Da crucem, clavos, scuticam, coronam,
Lanceam, funes rigidamque mortem
Inter iratam mediare dextram
Et mala nostra.“

Erland Mänesköld und Bruder Johannes wanderten die ganze Nacht im Walde. Als die Morgensonne über einer Landschaft aufging, deren Stille durch keines Vogels Gesang, keiner Herden Geläute, keines Hirten Horn belebt wurde, weil der schwarze Tod soeben von ihr gewichen war und Schweigen zurückgelassen hatte, standen die beiden Männer auf dem Hügel am Waldbache, und Bruder Johannes sagte:

„Hier also ist es, Bruder Erland, hier an diesem Hügel wollen wir unsere Einsiedelei bauen?“

„Ja,“ sagte Erland, „hier wollen wir bauen.“

Er warf einen Blick auf die Wiese am Fuß des Hügels, wo noch am Ufer des Baches einige Herbstblumen säumten. Dann schwebte sein Blick zum Walde hin und nahm die Richtung, von woher in früheren Tagen die Geliebte seines Herzens ihm entgegengeeilt war.

„Sollen wir hier an der östlichen Seite graben?“ fragte Bruder Johannes; „wir würden dann vom Morgenrote geweckt und könnten die aufsteigende Sonne mit einem Psalm begrüßen.“

„Nein, Bruder,“ sagte Erland; „wenn du nicht die östliche Seite vorziehst, so laß uns die westliche, die nach dem Bache hin, wählen, wo wir der Abendsonne, dem Bilde

unseres sinkenden Lebens, in einer Hymne an die Hoffnung der Auferstehung ein Lebenswohl sagen können."

"Wohlan, so nehmen wir die westliche Seite."

"Wenn du nicht die östliche vorziehst?"

"Nein, nein, guter Bruder," sagte Johannes und betrachtete milden Blickes des ehemaligen Ritters früher so strengen und gebietenden, jetzt so sanften und ergebenden Gesichtsausdruck.

"Wir wollen nun zum Kloster gehen, um unsere Spaten zu holen; und dann zur Arbeit!"

9.

Schluß.

Es war ein schöner Sommerabend. Der westliche Horizont färbte sich in Gold und Purpur. Der nachmittags gefallene Regen hatte die Landschaft erquickt. Bäume und Wiesen dufteten, und die Menschen atmeten wonnevoll die reine Luft ein.

Weit im Walde hörte man die Art des Neubauers; man arbeitete dort fleißig; denn es galt, auf Feldern, die fünfundzwanzig Jahre, seit der Pestzeit, brach gelegen hatten, die Pflugschar zu setzen.

Am Eingange seiner Einsiedelei saß einer der Eremiten der Gegend, der vom Volke so hoch verehrte Gottesmann, Erland. Vor einer Stunde hatte er den Gemüsegarten, in welchem er fast den ganzen Tag mit Hacke und Spaten thätig gewesen war, verlassen und sich aufs Mooslager gesetzt, um von seinen Mühen auszuruhen. Er sah träumenden Blickes ins Abendrot, dessen Widerschein auf sein ruhiges Angesicht fiel. In der Hand hielt er ein Buch, eines mystischen Geistes Betrachtungen, sein Lieblingsbuch,

das er vor mehreren Jahren den Gewölben des verlassenen Klosters entnommen hatte.

Bruder Johannes, der andere Einsiedler, war eben vom Fischfang im Landsee zurückgekehrt und bereitete das einfache Abendmahl.

Johannes, der selten das von Erland so geliebte Schweigen brach, war an diesem Abende sehr gesprächig. Er hatte auf seinem Wege vom See etwas Merkwürdiges im Walde gesehen und konnte sich nicht enthalten, darüber zu sprechen. Er hatte Männer von fremdem Aussehen bemerkt, stolz in ihrem Wesen, prächtig gerüstet, die mit ihren Pferden im Walde rasteten. Es waren ohne Zweifel weit gereiste Männer; sie hatten ihn in lateinischer Sprache nach dem besten Wege für ihre Pferde nördlich zum Wetternssee gefragt. Wer sie seien, und was sie wollten, wußte er nicht.

Erland hörte ihn gütig an, nicht eben, weil er das Begebnis ungewöhnlich fand und wert erachtete, darüber nachzudenken; sondern mehr, weil Bruder Johannes sich sichtlich freute, davon sprechen zu können und einige Neugierde von Erlands Seite zu erwarten schien.

Wer diese Männer waren und was sie beabsichtigten, wußte, wie gesagt, Bruder Johannes nicht, und selbst die Sage kann nur Andeutungen geben; denn tiefes Dunkel ruht über Vielem in der Vergangenheit.

Die geheimen Schriften, welche unter sieben Siegeln in den verborgenen Fächern einer Bundesgenossenschaft die Urkunden von einem älteren, gesprengten Bunde, dem Ahnen der späteren Verbrüderung, aufbewahren, könnten, wenn sie vor uneingeweihten Augen aufgeschlagen würden, verschiedenes von einem Zuge offenbaren, den die Ritter des „zerfallenen Tempels“ und die Forscher des „brennenden Scheiterhaufens“ zum Norden unternahmen, um auch dort, wenn möglich, die Elemente der Ur-Religion aufzufinden, von welcher sie zerstreute Züge in den Pagoden Indiens, den

Grabtempeln Egyptens, den unterirdischen Gewölben Delphis und Eleusis, im Schutte des Salomonischen Tempels und den Grotten der Druiden gesammelt hatten, um sie alle zu einer Glorie um das Kreuz zu vereinen. Sie würden erzählen können, diese Annalen, daß der junge Sohn einer indischen Priesterin den Zug begleitete, welcher zum Ritter des „zerfallenen Tempels“ geweiht, mit der Weisheit des Abendlandes vertraut und Besitzer großer Schätze war. Mehr kann die Sage nicht andeuten.

Während Bruder Erland noch am Eingange der Einsiedelei verweilte und sich in das erbleichende Abendrot hineinräumte, sah man an der andern Seite des Baches einen der Fremdlinge, einen kräftigen Jüngling, von brauner Hautfarbe, aber mit blonden Locken, sich nähern. Er blieb dann stehen, sah sich mit gleichsam wiedererkennenden Blicken um, obgleich er gewiß niemals an dieser Stätte gewesen war, ging über den Bach und auf den Einsiedler zu und setzte sich neben ihn auf das Lager von Moos.

Mit Verwunderung sah Bruder Johannes, der in einiger Entfernung geblieben war, dem Austritte zu, und sein Staunen wuchs, als Erland und der Jüngling miteinander redeten und Erlands Antlitz im Laufe des Gesprächs den Ausdruck einer großen Aufmerksamkeit annahm.

Johannes Staunen erreichte den höchsten Grad, als er schließlich sah, wie sich der Jüngling erst nach einer langen Umarmung und weinenden Auges von Erland trennte und in den Wald zurückging.

Erland um die Bedeutung dieses Vorfalles befragen, wollte Johannes nicht; denn das wäre ja ein allzubedeutlicher Beweis einer dem Einsiedlerleben nicht anstehenden Neugierde gewesen. Aber er wartete, ob nicht Erland selbst eines Tages darüber sprechen würde.

Erland aber sagte nichts.

Am folgenden Morgen, als Johannes zum See ging um zu fischen, begleitete ihn Bruder Erland.

Johannes setzte sein Boot aus und stellte seine Fischer-
geräte in Ordnung. Er sang dazu mit gedämpfter Stimme
ein Lied von Simon Petrus, dem Fischer.

Erland saß am Ufer im Schatten einer Linde und ver-
tiefte sich wiederum in sein geliebtes Buch: „Von der Ruhe
in Gott“.

Ende.

Lagell
3 M
-, G
1816
Linder
Bild
Lein
-, D
814-
M.
-, Nu
- J
-, D.
1100
1 M
-, S
691-
M.
-, S
1738
band
Benzon
Aufs
Bergfö
996.
-, Del
-, Sto
Hörnse
1748
-, Ein
noel
-, De
-, Kle
-, Ein
4 Nu
-, Da
-, Leo
1233.
-, Die
in 2
-, Sp

Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Jede Nummer 20 Pf.

- Agrell, A., Einsam. Schauspiel in 3 Aufzügen. 2728.
- , Gerettet. Schauspiel in 2 Aufz. 1810.
- Andersen, H. C., Silberbuch ohne Bilder. 381. — In eleganten Leinenband: 60 Pf.
- , Der Improvisator. Roman. 814—17. — In eleg. Leinenband: M. 1.20.
- , Nur ein Geiger. Roman. 633—36. — In eleg. Leinenband: M. 1.20.
- , D. 3. Original-Roman. 1098—1100. — In eleg. Leinenband: 1 M.
- , Sämtliche Märchen. 2 Theile. 691—700. — In 2 Bde. gebunden M. 2.50.
- , Sein oder Nichtsein. Roman. 1738—40. — In eleg. Leinenband: 1 M.
- Benzon, O., Surrogat. Lustsp. in 1 Aufzug. 1737.
- Bergsöde, W., Gespenstergeschichten. 996.
- , Delila u. andere Novellen. 2687.
- , Italienische Novellen. 786/87.
- Björnson, B., Arne. Erzählung. 1748.
- , Ein fröhlicher Bursch. Bauernnovelle. 1891.
- , Der Brautmarsch. 950.
- , Kleine Erzählungen. 1867.
- , Ein Fallissement. Schauspiel in 4 Aufzügen. 778.
- , Das Fischermädchen. 858/59.
- , Leonarda. Schauspiel in 4 Aufz. 1233.
- , Die Neuvermählten. Schauspiel in 2 Aufzügen. 592.
- , Synnöve Solbakken. 656.
- Björnson, Das neue System. Schauspiel in 5 Aufzügen. 1358.
- , Ueber die Kraft. 2170.
- , Zwischen den Schlachten. Schauspiel in 1 Aufzug. 750.
- Drachmann, H., See- und Strandgeschichten. 2478/79.
- Etlar, C., Arme Leute. Erzählungen. 1588/89.
- Ewald, H. F., Blanca. Novelle. 1727/28.
- Flygare-Carlen, Die Rose v. Tistelsö. Erzähl. aus den Scheren. 1491—95. — Geb. M. 1.50.
- Geijer, E. G., Gedichte. 352. — Geb. 60 Pf.
- Hedberg, F., Die Hochzeit zu Alfosa. Schauspiel in 4 Aufzügen. 628.
- Heiberg, König Midas. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2654.
- Herz, H., Einquartierung. Lustspiel in 1 Aufzug. 1046.
- , König René's Tochter. Lyrisches Drama in 1 Aufzug. 190. — In eleg. Anbb.: 60 Pf.
- , Die Sparkasse od. Ende gut, Alles gut. Lustspiel in 3 Aufz. 1145.
- Hoftrup, C., Eva. Schauspiel in 4 Aufzügen. 1430.
- Jacobsen, Niels Lyhne. Roman. 2551/52.
- Jbsen, H., Brand. Ein dramatisches Gedicht. 1531/32. In eleg. Leinenband 80 Pf.
- , Der Bund der Jungen. Schauspiel in 5 Aufzügen. 1514.
- , Das Fest auf Solhaug. Schauspiel in 3 Aufzügen. 2375.

Aus
Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Jede Nummer 20 Pf.

- Jbsen, Die Frau vom Meer. Schausp. in 5 Aufzügen. 2560.
 —, Gebichte. Vollständ. Ausg. 2130.
 — Geb. 60 Pf.
 —, Gespenster. Familiendrama in 3 Aufz. 1828.
 —, Hedda Gabler. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2773.
 —, Kaiser und Galiläer. Weltgeschichtliches Schauspiel. 2368/69.
 —, Die Komödie der Liebe. Schauspiel in 3 Aufz. 2700.
 —, Die Kronpräsidenten. Schauspiel in 5 Aufzügen 2724.
 —, Nora oder Ein Puppenheim. Schauspiel in 3 Aufzügen. 1257.
 —, Nordische Heerfahrt. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2633.
 —, Peer Gynt. Dramatisches Gedicht. 2309/10.
 —, Rosmersholm. Schauspiel in 4 Aufz. 2280.
 —, Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in 4 Aufzügen. 958.
 —, Ein Volksfeind. Schauspiel in 5 Aufz. 1702.
 —, Die Wildente. Schausp. in 5 Aufz. 2317.
 Kielland, A., Garman & Worfe. Roman. 1528—30.
 —, Neue Novellen. 2134.
 —, Novellen. 1888.
 Lie, J., Der Hellscher oder Vilber aus Norwegen. 1540.
 —, Der Dreimaster „Zukunft“. Erzählung. 2704/5.
 —, Lebenslänglich verurtheilt. Erzählung. 1909/10.
 —, Ein Mäslstrom. Erzähl. 2402/3.
 Oehlschläger, Adel und Walburg. Trauerspiel in 5 Aufz. 1897.
 —, Correggio. 1555.
 Päivärinta, Finnische Novellen. 2659.
 Paulsen, J., Falkenström & Söhne. Schausp. in 4 Aufzügen. 2066.
 Rydberg, D., Singoalla. Eine Phantastie. 2016.
 Schandorph, S., Ein Witwenstünd. Erzählung. 1886.
 Schmidt, R., Erzählungen. 2061/62.
 Stagnelius, Erik Joh., Blendb. Epische Dichtung. 623—25.
 Strindberg, A., Fräulein Julie. Naturalistisches Trauerspiel. 2666.
 —, Die Leute auf Hemsf. Erzählung. 2758/59.
 —, Der Vater. Trauersp. in 3 Aufzügen. 2489.
 Tegnér, Adf. Eine poetische Erzählung. 747. — Geb. 60 Pf.
 —, Die Abendmahlskinder. 538. — Geb. 60 Pf.
 —, Frithjofs-Sage. 422/23. — Geb. 80 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.
 Tennyson, Alfr., Enoch Arden. 490. — In eleg. Leinenband: 60 Pf.
 —, Königsbyllen. Im Metrum des Originals. 1817/18. — Geb. 80 Pf.
 Thórøddsen, Jón Th., Jüngling und Mädchen. Erzählung. 2226/27.
 Wijsander, Osk., Bertha Malm. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2093.
 Winterhjelm, K., (Joh. Norman.) Intermezso. 2348.

Alamy, Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Herausgegeben von G. v. Gyzdt. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Dr. Heidenhoffs Wunderkur. 20 Pf. Geb. 60. Pf.

Armer, Fr., Handlexikon der Musik. Eine Encyclopädie der ganzen Tonkunst. M. 1.20. — Geb. M. 1.75.

Avallat-Savarin, Physiologie des Geschmackes. 80 Pf. — Geb. M. 1.20

Bamner, Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisien von den ältesten Zeiten bis Ende des 18. Jahrh. 1 M. — Geb. M. 1.50.

Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisien des 19. Jahrh. Dritte Ausgabe. Mit den Ergänzungen bis 1. Juli 1888. 2 M. — Geb. M. 2.50.

Bresne, Jean, Kleines Lehrbuch des Damespiels. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Kleines Lehrbuch des Schachspiels. 5. Aufl.) 1 M. — Geb. M. 1.50.

Sammlung leichterer Schachaufgaben. 3 Bände. à Band 40 Pf. — Geb. à Band 80 Pf.

Das Buch der Schachmeisterpartien. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Ber, L., Vollständige Anleitung zur Algebra. 80 Pf. — Geb. M. 1.20.

Bund, Rätselschach. Sammlg. v. Rätseln und Aufgaben. 1 M. — Geb. M. 1.50.

Bred, H., Lexikon deutscher Citate. 60 Pf. Geb. 1 M.

Lexikon fremdsprachlicher Citate. 60 Pf. — Geb. 1 M.

Brecht, Umriß pädagog. Vorlesungen. Herausgeg. v. G. Wenst. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Breitel, Theodor Gottlieb von, Ueber die Ehe. Herausgeg. v. G. Moldenauer. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Breitel, Dr. Chr. Wilh., Matrobiotik. Neue Volksausgabe. Herausgeg. v. Dr. med. G. Klende. 80 Pf. — Geb. M. 1.20.

Breitel, Fried. Lud., Deutsches Volksthum. Herausgegeben und eingeleitet v. Fr. Breilimmer. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Breitel, Bestes Kochbuch für jede Haushaltung. 80 Pf. — Geb. M. 1.20.

Breitel, Immanuel, Von der Macht des Gemüths. Herausgegeben von C. B. Buiselant. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Breitel, Ad., Frhr., Ueber den Umgang mit Menschen. 60 Pf. — Geb. 1 M.

Bombroso, Genie und Irrsinn. Deutsch v. A. Courth. 80 Pf. — Geb. M. 1.20.

Michaëlis, Ein Blick in die Zukunft. Eine Antwort auf: Ein Rückblick v. Bellamy. 20 Pf.

Michel, J., Die Frau. Deutsch von Fried. Spielhagen. 60 Pf. — Geb. 1 M.

—, Die Liebe. Deutsch von Friedrich Spielhagen. 60 Pf. — Geb. 1 M.

Möbius, Dr. Paul Julius, Das Nervensystem des Menschen und seine Erkrankungen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Molnar, Die Genfer Konvention. 20 Pf.

Nohl, Dr. Ludwig, Allgemeine Musikgeschichte. 60 Pf. — Geb. 1 M.

Parreidt, Jul., Die Bühne und ihre Pflege. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Pephalozzi, H., Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

—, Rienhard und Gertrud. Ein Schz. für das Volk. 80 Pf. — Geb. M. 1.20

Räuber, Ritterarische Salzörner. 60 Pf. Geb. 1 M.

Reclam, Prof. Dr. med. C., Gesundheits-Schlüssel für Haus, Schule und Arbeit. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Rousseau, J. J., Emil oder Ueber die Erziehung. Deutsch von G. Denhardt. M. 1.60. — Geb. M. 2.25.

—, Julie oder Die neue Heloise. Briefe zweier Liebenden. Deutsch v. G. Denhardt. M. 1.60. — Geb. M. 2.25.

Rumohr, K. f. von, Joseph Königs Geist der Kochkunst. Nebst Grimod de la Reynières Küchen-Kalender und Grundzüge des gastronomischen Anstands. 80 Pf. — Geb. M. 1.20.

Salzmänn, Chr. G., Ameisenbüchlein ob Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. Mit Einleitung u. Anmerk. verf. v. E. Schred. 20 Pf.

Schiller, Fried., v., Vom Erhabenen. Mit einer Einleitung. 20 Pf.

Schumann, A., Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. Herausgegeben von Dr. G. Simon. 3 Bände. à 40 Pf. — Geb. à 80 Pf. — Vollständig in 1 Band M. 1.75.

Voltaire, Die Geschichte Karls XII. Königs von Schweden. 8 Nach der Ausgabe von Beuchot 1 29. Deutsch von Adolf Seubert. 60 Pf.

Arnim, Bettina v., Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. 1 M. — Geb. 1.50.
 Boreisen, Faust-Kommentar. Deutsch v. D. Mylius. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 Cfermann, Gespräche mit Goethe. Herausgeg. v. G. Molkenhauer. M. 1.20. Geb. M. 1.75.
 Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
 Fichte, Die Bestimmung des Menschen. Hsgeg. v. Rehrbach. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 —, Ueber die Bestimmung des Gelehrten. — Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 40 Pf.
 —, Der geschlossene Handelsstaat. 20 Pf.
 —, Reden an die deutsche Nation. 40 Pf. Geb. 80 Pf.
 Goethes Mutter, Briefe. 60 Pf. Geb. 1 M.
 Herbart, Umriss pädagog. Vorlesungen. Herausgeg. v. H. Wendt. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 Humboldt, W. v., Die Grenzen der Wirksamkeit des Staats. 40 Pf.
 Kant, Immanuel, Kritik der Urteilsthraft. Herausgeg. von R. Rehrbach. 80 Pf. Geb. M. 1.20.
 —, Kritik der praktischen Vernunft. Herausgeg. von R. Rehrbach. 40 Pf. Geb. 80 Pf.
 —, Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von R. Rehrbach. 1 M. — Geb. M. 1.50.
 —, Von der Macht des Gemüths. Herausgegeben von Hufeland. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
 —, Allgemeine Naturgeschichte u. Theorie des Himmels nebst 2 Supplementen. Herausgegeben v. R. Rehrbach. 40 Pf. Geb. 80 Pf.
 —, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Herausgegeben v. R. Rehrbach. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 —, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Herausgeg. v. R. Schulz. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 —, Der Streit der Facultäten. Herausgeg. v. Rehrbach. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
 —, Träume eines Geistessehers, erläutert durch Träume d. Metaphysik. Herausg. v. R. Rehrbach. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

Kant, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Herausgegeben v. R. Rehrbach. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
 Lamennais' Worte des Glaubens. Uebersetzt von Ludwig Börne. Herausgeg. von Robert Habs. 20 Pf.
 Leibniz, G. W., Kleinere philosophische Schriften. Mit Einleitg. u. Erläuterung deutsch v. R. Habs. 60 Pf. Geb. 1 M.
 —, Die Theodicee. Nebst den Zusätzen der Desbosses'schen Uebersetzung u. Einleitung u. Erläuterungen deutsch v. R. Habs. M. 1.60. — Geb. M. 2.25.
 Lombroso, C., Genie und Irrensinne in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik u. zur Geschichte. Deutsch von A. Cour. 80 Pf. — Geb. 1.20.
 Michelet, J., Die Frau. Dtsch. v. Friebe. Spielhagen. 60 Pf. — Geb. 1 M.
 —, Die Liebe. Deutsch von Friebe. Spielhagen. 60 Pf. — Geb. 1 M.
 Mignet, Geschichte der französischen Revolution. 1789—1814. Deutsch v. Köhler. 16 Illustrationen. Geb. 2 M.
 Pascal's Gedanken. Nebst den Annahmen Voltaire's aus d. Französisch v. H. Hesse. 60 Pf. — Geb. 1 M.
 Rochefoucauld's Maximen u. Reflexionen. Deutsch durch Dr. F. Schlegel. 20 Pf.
 Rousseau, J. J., Der Gesellschaftsvertrag oder die Grundsätze des Staatsrechts. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 Salzmann, Chr. G., Ameisenbüchlein. Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. Herausgeg. von Ernst Schred. 20 Pf.
 Schopenhauer's sämmtl. Werke. Herausgegeben v. Eb. Grisebach. 6 Bde. à 1 M. — Geb. 1 M. 50 Pf.
 — Nachlaß. 1. Bd. Balthasar Gracian. Handratel u. Kunst der Weltlichkeit. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 Schwegler, Geschichte der Philosophie. Durchgesehen und ergänzt v. J. Stern. 1. M. — Geb. M. 1.50.
 Spinoza, B., Die Ethik. Herausgeg. v. J. Stern. 80 Pf. — Geb. M. 1. —, Der theologisch-politische Traktat. Mit einem biographischen Vortrage herausgegeben von J. Stern. 80 Pf. Geb. M. 1.20.
 —, Abhandlung über die Vervollkommenung des Menschen. Herausgeg. v. J. Stern. 20 Pf.